



Aus Leidenschaft.

Roman von Reinhold Ortmann.

Dreizehntes Kapitel.

Die kleine Villa, die Mr. Roger Norwood und seine Gattin seit einer Woche bewohnten, war im

eigentlichsten Sinne das letzte Haus des an einem sanften Berghange malerisch hingelagerten Städtchens Gartenstein. Um mehr als fünfhundert Schritte von der nächsten menschlichen Wohnung entfernt, mochte sie zur Sommerszeit durch die Büsche und Bäume des umgebenden Gartens den Blicken der Vorübergehenden völlig verborgen sein, denn sie hatte nur ein einziges

Stockwerk und machte sich durch keinerlei überflüssigen architektonischen Zierat ausdrücklich bemerkbar. Ein wohlhabender Amtsrichter, den es nach mehr Licht und Luft verlangte, als er sie in den Gartensteiner Mietwohnungen fand, hatte sich vor einer Reihe von Jahren das bescheidene Landhaus gebaut und es dann, als er an einen andern Ort versetzt wurde, mit der gesamten



Die in Johannesburg kriegsgefangene Familie des Burenführers Christian Dewet.

Einrichtung zum Verkauf gestellt. Aber es hatte sich bis zum heutigen Tage kein Liebhaber gefunden, denn das stille, weit abseits von der großen Heerstraße gelegene Gartenstein war keine Fremdenstadt, und jeder neue Zuzügler bedeutete für seine Einwohnerschaft ein seltenes, vielbesprochenes Ereignis.

Als Roger Norwood mit seiner schönen jungen Frau in dem Gasthof „zum weißen Roß“ abgestiegen

war und im Gespräch mit dem neugierigen Wirt die Absicht geäußert hatte, sich für einige Monate hier niederzulassen, war ihm sogleich die leerstehende Villa des Amtsrichters als eine passende Wohnung bezeichnet worden. Auf seinen Wunsch hatte man den am Orte wohnhaften Bevollmächtigten des Eigentümers herbeigeholt, und eine oberflächliche Besichtigung hatte genügt, ihn zu sofortigem Abschluß des Mietvertrags zu be-

stimmen. Die einsame Lage des Hauses schien ihm ebensowenig zu mißfallen als die Einfachheit der inneren Einrichtung, und seine Gattin hatte sich widerspruchslos in alles gefügt, was ihn gut und zweckmäßig dünkte. Innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden war aus den Kaufläden und Werkstätten des Städtchens alles beschafft, was an Mobiliar und Hausrat fehlte. Und die Geschäftsinhaber wußten nicht Rühmens genug zu

machen von der vornehmen Art des Amerikaners, der auch da, wo man ihn als Fremden ein wenig zu über-vorteilen suchte, den geforderten Preis bezahlt hatte, ohne zu feilschen.

Den alten Mann, der bis dahin gegen freie Wohnung im Kutscherhäuschen die Villa und den Garten notdürftig im Stand gehalten, hatte Mr. Norwood in seinen Dienst übernommen. Im übrigen aber richtete er sein Hauswesen auf ziemlich bescheidenem Fuße ein. Eine Köchin, die ihm der Wirt vom „weißen Koffe“ empfohlen hatte, eine Magd für die gröberen Arbeiten und ein junges, halbwüchsiges Mädchen zur persönlichen Bedienung der Mrs. Norwood bildeten das gesamte Personal. Da die Amerikaner nach den Beweisen von Freigebigkeit, die sie bei ihren ersten Einkäufen geliefert, in ganz Gartenstein für Leute von unermeßlichem Reichtum galten, rechnete man ihnen diese Einfachheit besonders hoch an, und es wurde nirgends anders als mit dem Ausdruck uneingeschränkter Hochachtung von ihnen gesprochen. Darüber freilich, was sie veranlaßt haben konnte, sich gerade hier niederzulassen, zerbrachen sich die guten Einwohner des Städtchens vergeblich die Köpfe. Selbst der Herr Bürgermeister hatte auf die Fragen, mit denen er am Stammtisch bestürmt worden war, nichts andres antworten können, als daß die Papiere des Mr. Roger Norwood aus Leadville in den Vereinigten Staaten von Amerika in bester Ordnung gewesen seien, und daß er es im übrigen nicht für erforderlich gehalten, ihm über den Zweck oder die mutmaßliche Dauer seines hiesigen Aufenthalts nähere Mitteilungen zu machen. Man mußte sich also damit trösten, daß man mit der Zeit schon weiteres erfahren werde, denn auf die Dauer konnten die beiden da draußen doch nicht das Dasein von weltflüchtigen Einsiedlern führen.

Vorläufig allerdings schienen sie sich so ziemlich auf ein solches Dasein eingerichtet zu haben. Mr. Norwood brachte fast den ganzen Tag in seinem Zimmer mit Lesen und Schreiben zu, ohne eine andre Unterbrechung, als durch die Mahlzeiten, die er gemeinsam mit seiner Gattin einnahm, oder durch die gelegentlichen Spaziergänge, bei denen er sich nur von dem mächtigen Bernhardiner des alten Gärtners begleiten ließ. Die Diensthofen waren der Meinung, daß die Herrschaften ein sehr glückliches Eheleben führten, nur eben auf eine etwas andre Art, als es bei ihresgleichen üblich sei. Sie hielten Mr. Norwood für einen Gelehrten und fanden es deshalb gar nicht sehr merkwürdig, daß seine schöne Gemahlin ihn bei der Arbeit so wenig als möglich störte.

In der That bedeutete es einen Bruch der bis dahin durchgeführten Hausordnung, als Panchita heute um die Zeit der Abenddämmerung ungerufen in das Zimmer ihres Mannes trat. Er hatte sich die Lampe noch nicht bringen lassen und sah unthätig vor seinem Schreibtisch, die Arme über der Brust verschränkt und anscheinend ganz in Nachdenken verloren. Heitere Bilder und Vorstellungen waren es wohl kaum, die seinen Geist beschäftigten, denn zwischen seinen Brauen lag eine tiefe, scharf eingeschnittene Falte, und sein jetzt völlig rasiertes Gesicht schien hart und düster. Er selbst hatte sich den prächtigen dunkeln Vollbart abgenommen, als er auf der Reise nach Gartenstein mit Panchita für eine Nacht in Regensburg Halt gemacht, und er sah dadurch so verjüngt und verändert aus, daß selbst Rudolf Albenhovens nähere Bekannten ihn schwerlich auf den ersten Blick in diesem glattwangigen Norwood wiedererkannt hätten.

Unmutig wandte er den Kopf, als er das Rauschen des Frauengewandes und den leichten Schritt hinter seinem Rücken vernahm. „Was giebt's?“ sagte er kurz. „Hast du mir etwas zu sagen?“

Statt der Antwort trat Panchita vollends auf ihn zu und legte schmeichelnd ihren Arm um seinen Nacken. Er duldete die lieblosende Vertraulichkeit, aber er vernied es, in das Gesicht zu blicken, das sich ganz nahe zu dem seinen geneigt hatte — vielleicht weil er wußte, wie berückend schon dieses Frauenantlitz war und eine wie heiße, sehnüchtige Bitte aus den feuchtschimmernden Augen sprach. Gewiß bedurfte es eines starken Willens, um der holden Versuchung zu widerstehen, welche die herrliche Erscheinung des verlangenden, glutatmenden Weibes für den Mann bedeuten mußte, um dessen Liebe sie warb. Denn Panchita verschmähte seit der Wiedervereinigung mit ihrem Gatten keine von den tausend Bitten und Woffen weiblicher Kofetterie, um ihn sich vollends zurückzuerobern. Sie trug nicht mehr jene schwarzen Gewänder, die ihr ein so düsteres, wittwenhaftes Aussehen gegeben hatten, sondern sie kleidete sich in lichte Farben, die dem wirkungsvollen mit ihrem seidenglänzenden Haar und dem leichten Bronzeton ihrer sammetweichen Haut kontrastierten. Ihre juno-nische Gestalt, deren Schönheit keiner künstlichen Hilfsmittel bedurfte, konnte nicht wundervoller zur Geltung gebracht werden als durch diese in losen, weichen Falten um sie her fließenden hellen Haustoiletten, denen bei jeder ihrer Bewegungen der zarte, süße Duft eines erotischen Parfüms entströmte.

Roger Norwood aber schien von alledem nichts zu sehen — jezt in der traulichen Dämmerung dieses einsamen Zimmers ebensowenig wie an den vorausgegangenen Tagen, wenn er ihr im hellen Lichte am Speisetisch gegenüber gesessen.

„Was willst du?“ fragte er noch einmal. „Siehst du nicht, daß du mich störst?“

„Vergieb mir, Roger!“ bat sie leise. „Aber ich kann es nicht länger ertragen. Soll es denn nun immer — immer so zwischen uns bleiben?“

„Ich verstehe dich nicht. Habe ich nicht den Vertrag, den wir geschlossen, bisher buchstäblich erfüllt?“

„Ja. Und ich mache dir keinen Vorwurf. Nicht als eine Fordernde komme ich zu dir, sondern als eine Bittende, Roger! Wenn du mir noch immer nicht geben kannst, wonach mein Herz sich sehnt, so gib mir wenigstens eine kleine, eine ganz kleine Hoffnung. Oder sage mir, was ich thun kann, um das Glück zu verdienen?“

„Was soll ich dir darauf antworten, das du nicht schon auf jener Eisenbahnfahrt nach München von mir gehört hättest! Wo zu diese nutzlose Qual der ewigen Wiederholungen?“

„So hängt dein Herz noch immer an jener andern? Es giebt kein Mittel, diesen Herenzauber zu brechen?“

„Keines, über das du verfügst!“ warf er verächtlich hin.

Panchita aber, ihre leidenschaftliche Erregung nur noch mühsam meistend, rief mit dunkler gefärbten Wangen:

„Zeige mir auf dem ganzen weiten Erdenrund ein Weib, das mehr für den Mann ihrer Liebe geopfert und gelitten hat als ich für dich, Roger! Gott weiß es, daß ich nicht davon sprechen wollte, aber du mißbrauchst meine Demut und die slavische Geduld, mit der ich mich bisher deiner Grausamkeit preisgegeben habe. Ich kann nicht länger schweigen, wenn du nicht endlich aufhörst, meine heiligsten Empfindungen mit Fäßen zu treten!“

Sie hatte den Arm von seiner Schulter gleiten lassen und war um einen Schritt von ihm zurückgetreten. Er sah sie an, und ein brutales Lächeln umspielte seine Lippen.

„So gefällst du mir schon viel besser, Panchita! Ich bin kein Freund von heuchlerischen Süßigkeiten, und ich liebe die Teufelinnen nicht, die sich als Engel maskieren. Weshalb giebst du dir so viel vergebliche Mühe, dein wahres Gesicht vor mir zu verstecken?“

Eiskalter, schneidender Hohn klang aus seinen Worten, und er mußte sie an einer sehr empfindlichen Stelle getroffen haben, denn ihre kleinen Hände ballten sich zu Fäusten, und ihre Augen sprühten Blitze. Eine Sekunde lang schien es, als ob sie ihm eine leidenschaftlich heftige Entgegnung zuschleudern wolle; dann aber, nach einem tiefen Atemzug, erwiderte sie mit einer Kraft der Selbstbeherrschung, die ihn offenbar in Erstaunen setzte:

„Vielleicht, weil ich dir nicht wie damals ein Mittel an die Hand geben will, dich meiner zu entledigen. Denn ich durchschaue deine Absicht sehr wohl. Du willst mich zum Zorn reizen, weil du hoffst, daß ich mich im Zorn vergessen werde, wie ich mich früher manchmal vergaß. Aber es ist umsonst, Roger! Du und dein Freund Hunt, ihr habt mich eine zu gute Schule durchmachen lassen, als daß ich nicht inzwischen etwas klüger hätte werden sollen. Auf solche Art — dessen darfst du gewiß sein — wirst du nicht wieder zu deinem Ziele gelangen!“

Das Lächeln war von Roger Norwoods Antlitz verschwunden, und wieder lag wie vorhin die tiefe Falte zwischen seinen Brauen.

„Das ist thörichtes Geschwätz, Panchita! Du weißt recht gut, daß ich nicht an etwas derartiges denke.“

„Ah! Wie soll ich deine Gedanken erraten! Ja, wenn du ein Mensch von Fleisch und Blut wärest — ein Wesen wie andre, das man verstehen und begreifen kann! Aber du bist ein Dämon! Ich weiß nicht, was du mit mir im Sinn hast; aber es darf dich nicht wundernehmen, wenn diese furchtbare Kälte, mit der du mich behandelst, mich auf das Schlimmste gefaßt macht.“

„Eine neue Wahnidee also! Vielleicht hast du sogar auf dieses erwartete „Schlimmste“ hin deine Vorlesungen getroffen.“

„Meine Vorlesungen? Ich weiß nicht, was du damit meinst.“

„Nun, du stehst doch vermutlich noch immer in geheimer Korrespondenz mit deinem getreuen Freunde, dem Schurken Hasketh.“

„Gott möge mich in meiner letzten Stunde verlassen, Roger, wenn ich ihm seit unsrer Trennung jemals geschrieben, oder wenn ich seit jenem Tage irgend ein Lebenszeichen von ihm erhalten habe. Wie sollte auch ein Brief von ihm in meine Hände gelangen, da er unsern jetzigen Aufenthalt nicht kennt und ihn von mir sicherlich nie erfahren wird.“

„Ist das die Wahrheit? — Könntest du es beschwören?“

„Mit jedem Eide, den du mir auferlegst.“

„Nun, es mag sein, daß ich dir mit diesem Verdacht unrecht thue; aber die Intriguen, die du mit jenem Nichtswürdigen gegen mich gesponnen, geben mir wohl einigen Anlaß, mißtrauisch zu sein.“

„Eine Intrigue, ich? — Mein Gott, war es denn etwas andres als mein gutes Recht, um das ich gekämpft habe? Verdient die Frau einen Tadel, die alles daransetzt, ihren Gatten zurückzugewinnen, weil sie nicht aufhören kann, ihn zu lieben?“

„Nein, nein!“ wehrte er ab. „Du hast mich mißverstanden. Nicht deine Absicht tadelte ich, sondern nur die Mittel, deren du dich bedienst, nur den Bund, den du mit meinem Todfeinde gegen mich geschlossen. Es war eine tödliche Schmach, die du mir damit angethan. Und erst wenn die Erinnerung an sie verblaßt ist, wird es so zwischen uns werden können, wie du es wünschst.“

Er hatte es in einem weniger harten, ja beinahe freundlichen Tone gesprochen, und die geringfügige Veränderung in seinem Benehmen reichte hin, das sehnüchtige, liebebegehrende Weib zu beglücken.

„Du nimmst mir also doch nicht jede Hoffnung, daß es eines Tages wieder so werden könnte? Und du verlaßt mich nicht in der Stille deines Herzens als eine armelige Narrin, wenn ich daran glaube?“

„Nein. Aber ich erwarte allerdings, daß du endlich aufhörst, dich und mich nutzlos zu peinigen. Man muß nicht von dem Augenblick erzwingen wollen, was nur die Zeit gewähren kann. Auch die lächerliche Furcht, daß ich etwas Schlimmes gegen dich im Schilde führen könnte, mußt du ein für allemal ablegen, wenn sie uns nicht ganz voneinander entfernen soll. Früher oder später würden unsre Diensthofen etwas davon bemerken, und daß es nicht der rechte Weg zu meinem Herzen wäre, wenn du mich in den Augen dieser klatschüchtigen Kleinstädter zu einem Blaubart oder dergleichen machtest, brauche ich dir wohl kaum erst zu sagen.“

In demütiger Zustimmung neigte Panchita das Haupt.

„Verzeih mir, Roger, was ich vorhin in meiner Aufregung gesprochen. Du sollst keine Ursache haben, dich über mein Benehmen vor den Leuten zu beklagen.“

„Ich hoffe es. Und nun sage dem Mädchen, daß es im Speisezimmer drei Gedee auslegt. Wir werden zum Abendessen einen Gast haben.“

Ueberrascht blickte sie auf:

„Einen Gast? — Und wen?“

„Den Doktor Langschmidt, der mich in diesen Tagen wegen eines kleinen Unwohlseins wiederholt besucht hat. Du hast ihn ja bei der Gelegenheit auch schon kennen gelernt.“

„Ja. Aber er war mir sehr widerwärtig. Er sieht aus wie ein Trinker oder wie etwas noch Schlimmeres. Es ist hoffentlich nicht deine Absicht, Roger, ihn zu unserm Hausfreunde zu machen.“

„Und wenn das nun doch meine Absicht wäre?“

„So würde ich dich bitten, während seines Hierseins auf meine Gesellschaft zu verzichten. Es ist etwas in seinem Aeußeren wie in seinem Wesen, das mich abstößt und mir geradezu Unbehagen einflößt.“

„Du wirst dies thörichte Vorurteil überwinden, denn es ist selbstverständlich, daß ich dich einem Gaste gegenüber nicht von deinen Hausfrauenpflichten entbinden kann. Doktor Langschmidt ist kein Adonis und kein Kavaliere von weltmännischen Formen. Aber man hat mir gesagt, daß er in seinem Berufe sehr tüchtig sei, und am Ende dürfen wir, solange wir in diesem armseligen Neste wohnen, in Bezug auf unsern gesellschaftlichen Verkehr nicht allzu hohe Ansprüche machen. Vorläufig ist er der einzige Mensch, dessen Umgang mir einige Zerstreuung verspricht, und das wird dir, wie ich hoffe, genügen, um ihn nichts von deiner Abneigung merken zu lassen.“

„Ich werde mich bemühen, sie ihm zu verbergen. Hast du in Bezug auf das Abendessen irgend besondere Wünsche?“

„Nein. Es soll ganz einfach sein. Den Wein wird der Wirt vom „weißen Koffe“ rechtzeitig schicken. Das Mädchen mag vier oder fünf Flaschen davon kaltstellen. Sobald der Nachtisch serviert ist, kannst du dich übrigens selbstverständlich zurückziehen.“

„Ich danke dir für diese Erlaubnis, Roger.“ sagte sie, indem sie Miene machte, sich zu entfernen, aber auf halbem Wege blieb sie doch noch einmal stehen.

„Wirst du mir böse sein, wenn ich eine Frage an dich richte, die eigentlich gegen unser Abkommen ist?“

„Das kommt auf die Frage an, Panchita.“

Sie zauderte, dann aber sagte sie sich ein Herz und sagte:

„Wie lange werden wir noch hier in Gartenstein bleiben, Roger?“

„Hast du besondere Ursache, einen Wechsel unsers Aufenthalts zu wünschen?“

„Ach ja. Ich werde die Stunde segnen, da wir dies Haus verlassen. Denn ich fühle mich darin wie in einem Kerker und manchmal fast wie in einem Grabe. Die Niedrigkeit und Enge der Räume nimmt

mir den Atem. Aus meinem Schlafzimmer weht es mir allabendlich wie Moderluft entgegen. Ich werde sicherlich krank werden, wenn ich verurteilt sein soll, noch lange hier zu leben."

"Deine Nerven sind überreizt. Ich werde Doktor Langschmidt bitten, dir eine beruhigende Arznei zu verschreiben. Denn daß ich mich um solcher Einbildungen willen nicht ernstlichen Gefahren aussetzen kann, siehst du doch wohl ein. Und jeder unnötige Wechsel des Aufenthalts würde eine solche Gefahr für mich bedeuten. Darauf aber, daß ich nicht eine Minute länger hierbleiben werde, als es unumgänglich notwendig ist, darauf gebe ich dir mein Wort."

"Und dann — dann fahren wir nach Amerika, nach Colorado zurück — nicht wahr?"

"Gewiß! — Sei versichert, daß ich mich an jenem Zeitpunkt keinem deiner Wünsche mehr widersetzen werde."

"Keinem? — O, Roger, wenn der Tag käme, an dem dies Wort in Erfüllung geht — auf meinen Knien wollte ich dem Himmel und dir dafür danken."

Er zog seine Taschenuhr, aber er konnte die Ziffern nicht mehr erkennen.

"Es ist schon ganz dunkel," sagte er. "Du wirst gut thun, die Vorbereitungen zum Abendessen nicht länger hinauszuschieben. Schick mir auch die Lampe, denn ich möchte noch etwas lesen, ehe der Doktor kommt."

"Ja, es soll geschehen," erwiderte sie leise und ging gesenkten Hauptes aus dem Zimmer.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Adonis war Doktor Eduard Langschmidt, der einzige in Hartenstein praktizierende Arzt, allerdings ebenso wenig als ein Mann von weltmännischen Manieren. In seiner nachlässigen Kleidung, mit seinem beinahe gänzlich kahlen Schädel, seinem schlecht gepflegten grauen Bart und seinem roten, starkknochigen Gesicht glich er viel mehr einem alten, verwitterten Gutsinspektor als einem Manne der Wissenschaft. Seine rauhe Stimme und seine ungeschlachten Bewegungen konnten den Eindruck seiner äußeren Erscheinung wahrlich nicht sympatisch machen, und sein Benehmen an Roger Norwoods Tische rechtfertigte mehr als zur Genüge das Vorhin von Panchita abgegebene Urteil, wenngleich er sichtlich bemüht war, sich immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, daß er nicht im Wirtshaus saß. Er sprach überlaut und nicht immer in sonderlich gewählten Ausdrücken, führte mit Vorliebe das Messer statt der Gabel zum Munde und belohnte seine eignen Scherze jedesmal mit einem dröhnenden Lachen, das die Wände des Zimmers erzittern machte. Dem schweren feurigen Rüdesheimer, dem besten, den der Wirt vom „weißen Koffe“ in seinem Keller bewahrte, that er dabei mehr Ehre an, als ein Mann von guter Erziehung es in Gesellschaft einer Dame für schädlich erachtet hätte, und Panchita sah mit wachsender Verwunderung, daß ihr Gatte ihn durch häufiges Zutrinken anscheinend gelassenlich in diesem Beginnen unterstützte.

Sie selbst ließ es an Höflichkeit gegen den Gast nicht fehlen, aber wenn sie schon beim Beginn der Mahlzeit sehr schweigsam gewesen war, so wurde sie es immer mehr, je geräuschvoller sich die gute Laune des Doktors ankündete. Diese Zurückhaltung hinderte ihn indessen nicht, sich mit seinen Bemerkungen in einer wunderlichen Art von läppischer Ritterlichkeit vornehmlich an sie zu wenden und sie mit seinen kleinen, schimmernden Augen oft minutenlang anzustarren, wie wenn sie ein interessantes Bild oder eine zur Schau gestellte Schönheit gewesen wäre. Sicherlich empfand sie es wie eine Erlösung, als endlich der Zeitpunkt gekommen war, wo sie sich nach dem großmütigen Zugeständnis ihres Gatten aus dem Speisezimmer zurückziehen durfte, ohne ihre Hausfrauenpflichten zu verletzen. Doktor Langschmidt verstieg sich in seiner Galanterie sogar so weit, ihr beim Abschied die Hand zu küssen, und es war gut, daß er nicht sah, wie eifrig sie draußen mit ihrem Taschentuch die Stelle rieb, die seine schmerzenden Lippen berührt hatten.

Die beiden Männer waren allein, und Roger Norwood nahm zur offenbaren Freude seines Gastes eine neue Flasche aus dem Kübler, um die bauchigen Römer zu füllen.

"Auf alles, was wir lieben, Herr Doktor!" sagte er. "Ich denke, der Umstand, daß Sie noch immer nicht in Hymens Rosenketten schwachen, hindert Sie nicht, mir darauf Bescheid zu thun."

"Nein, gewiß nicht!" klang es mit breitem Lachen zurück. "Dieser erfreuliche Umstand so wenig wie meine vierundsechzig Jahre. Ich hoffe, es bis an mein Ende mit dem guten alten Wahrspruch zu halten: Wer nicht liebt Wein, Weiß und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Er trank aus und wischte sich mit dem Handrücken den struppigen Bart.

"Uebrigens, wenn ich meine Ehelosigkeit als einen erfreulichen Zustand bezeichnet habe, so bitte ich, das nicht für eine Anzüglichkeit zu nehmen. Wäre mir

auf meinem Lebenswege jemals ein Wesen begegnet wie Ihre verehrte Frau Gemahlin, wer weiß, ob dann nicht auch ich heute aus vollem Halse das Lob der Ehe singen würde."

"Ich danke Ihnen im Namen meiner Frau für das Kompliment. Sie hat Ihnen also gefallen?"

"Gefallen? — Ach, was für eine Frage! Sie hat mich begeistert, hingerissen! Ich halte Sie für den beneidenswertesten aller Menschen. Eine Schönheit, wie die der Mrs. Norwood sieht man wahrhaftig nicht alle Tage. Unter uns gesagt: Sie können sich wirklich gratulieren."

"Das thue ich auch. Aber es war eigentlich nicht das, was ich meinte. Sie haben meine Frau doch sicherlich nicht nur mit den Augen des Schönheitskenners, sondern auch mit denen des Arztes betrachtet. Und es würde mich interessieren, zu erfahren, ob sie Ihnen auch unter diesem Gesichtspunkte gefallen hat."

Doktor Langschmidt war etwas verblüfft.

"Mit den Augen des Arztes? Ich verstehe nicht recht, Herr Norwood! — Ihre Frau Gemahlin ist doch nicht leidend?"

"Es ist Ihnen also gar nichts an ihr aufgefallen?"

"Nicht eigentlich. Das heißt — sie war vielleicht ein bißchen schweigsam. Aber ich dachte, das käme daher, weil ihr die deutsche Sprache noch einige Schwierigkeiten bereitet."

"Und sonst haben Sie nichts bemerkt? Ihr Blick — ihre zeitweilige Zerstreuung haben Ihnen keinen Anlaß gegeben, sich besondere Gedanken zu machen?"

"Nein, wahrhaftig nicht!" pläzte der Doktor unverhohlen heraus. "Und Sie machen mich ganz besorgt mit Ihren Fragen. Ich will doch nicht hoffen —"

Roger Norwood neigte sich näher zu ihm und legte vertraulich die Hand auf seinen Arm:

"Darf ich Ihnen unter dem Siegel der ärztlichen Verschwiegenheit ein Geheimnis offenbaren, Herr Doktor?"

"Aber natürlich! Ein Arzt ist wie ein Weichtater! Lieber die Zunge abbeißen, als aus der Schule plaudern. Wenn ich reden wollte, lieber Freund — ah, was für Geschichten könnte ich Ihnen erzählen!"

"Nun denn, meine Frau ist seelisch nicht ganz normal. Der Fluch einer erblichen Belastung liegt auf ihrem Leben."

"Was Sie sagen! Das ist aber wirklich sehr traurig. Und man merkt ihr so gar nichts davon an — das heißt, wenn ich sage gar nichts, so ist das natürlich nicht ganz buchstäblich zu nehmen. Gewisse Anzeichen sind ja allerdings vorhanden. Der eigentümliche Blick — die zeitweilige Zerstreuung. — Darf ich fragen, Mr. Norwood, worin sich die — nun, die Besonderheit Ihrer Frau Gemahlin eigentlich kundgibt?"

"In Anfällen einer tiefen Schwermut, die sich — es fällt mir schwer, es auszupprechen — die sich gelegentlich schon bis zu Neußerungen und Handlungen des Lebensüberdrußes gesteigert hat."

"Ja, ja — ich verstehe — melancholia activa! Solche Patienten enden sehr häufig durch Selbstmord — eine Möglichkeit, an die wir selbstverständlich bei Mrs. Norwood auch nicht im entferntesten denken wollen."

"Nein, wir wollen nicht daran denken, Doktor; denn es ist ein Gedanke, der auch mich um den Verstand bringen könnte. Aber Sie trinken gar nicht. Möchten Sie nicht die Güte haben, sich selbst zu bedienen?"

"Ich bin so frei. Ein ausgezeichnete Tropfen! Ein armer Landarzt kann sich so was kaum an den hohen Feiertagen leisten. Das nenne ich noch Blume und Fülle! Profit, mein lieber Herr Norwood! Ja, wovon sprachen wir doch gleich? Ah, ganz recht, von der Krankheit Ihrer Frau Gemahlin. Also es sind schon richtige Selbstmordversuche vorgekommen?"

"Leider — ja! Und das letzte Mal war es fast ein Wunder zu nennen, daß sie mir erhalten geblieben ist."

Doktor Langschmidt schlürfte mit innigem Behagen sein Glas zur Hälfte leer, bevor er erwiderte:

"Traurig — höchst traurig! Sie sehen mich wirklich ganz erschüttert. Eine so schöne und liebenswürdige junge Frau! Aber die Melancholie gilt glücklicherweise für eine der am leichtesten heilbaren Geisteskrankheiten — wenn es mir überhaupt gestattet ist, in dem vorliegenden Falle diesen fatalen Ausdruck zu gebrauchen."

"Der ausgezeichnete amerikanische Arzt, in dessen Behandlung sich meine Frau viele Monate lang befunden, konnte mir bei ihrer Entlassung nur geringe Hoffnung machen, daß die Anfälle dauernd ausbleiben würden. Die Thatsache der erblichen Belastung eröffnet seiner Meinung nach wenig Aussicht auf völlige Genesung."

"Ja, ja, es ist eine böse Geschichte mit dieser erblichen Belastung," bestätigte der Doktor, indem er sein Glas gegen das Licht hielt, um sich an dem goldigen Schimmer des edlen Traubenmostes zu erfreuen. "Aber man hat doch auch Ausnahmen. Und bei sorgfältiger

Fernhaltung aller schädlichen Einflüsse läßt sich die Zahl der Anfälle jedenfalls erheblich verringern."

"So sagte mir auch jener Arzt. Und Sie begreifen nun vielleicht, wie ich auf den Gedanken kommen konnte, mich für unbestimmte Zeit hier niederzulassen. Ich suchte einen stillen, friedlichen Ort, weitab von dem lauten Weltgetriebe. Und ich habe ihn, wie ich hoffe, hier gefunden."

"Ja, still genug geht es hier zu, das weiß Gott," stimmte Doktor Langschmidt bei und erstickte den Seufzer, der seine Brust hatte schwellen wollen, durch einen kräftigen Zug. "Ich habe mich, offen gestanden, rechtlichaffen gewundert, daß Sie dies elende, langweilige Nest zum Aufenthalt wählen konnten. Hätte nicht der Himmel den Wein wachsen lassen, und gäbe es nicht hier und da ein Spielchen oder eine sonstige Zerstreuung, man könnte es nicht sechsunddreißig Tage hier aushalten, geschweige denn sechsunddreißig Jahre wie ich."

"So lange schon praktizieren Sie in Hartenstein? Aber freilich, es ist ja keine Neuigkeit, die Sie mir damit erzählen."

"Das glaube ich wohl. Jedes Kind im Städtchen konnte es Ihnen sagen."

"Ich aber brauchte nicht erst die Kinder danach zu fragen. Lange bevor ich hierher kam, hatte ich Ihren Namen oftmals nennen hören und manches Geschichtchen aus Ihrer Jugendzeit erfahren."

"Ehe Sie hierher kamen? Ja, das wäre! Und wem, wenn ich fragen darf, habe ich diese Verbreitung meines Ruhmes zu verdanken?"

"Erinnern Sie sich eines gewissen Leuchhardt, Herr Doktor?"

Es war eine merkwürdige Wirkung, welche die Erwähnung dieses Namens auf Doktor Langschmidt hervorbrachte. Er wurde für einen Moment noch röter als zuvor, und dann nahm sein Gesicht eine eigentümliche sahlgelbe Färbung an. Ein Hustenanfall, der nicht eben sehr natürlich klang, hinderte ihn ein paar Sekunden lang an der Antwort.

"Leuchhardt?" wiederholte er dann, noch immer unter vielfachem Nüstern. "Hum — ich weiß nicht, man begegnet im Leben so vielen Menschen, daß man unmöglich jeden im Gedächtnis behalten kann, und es müßte jedenfalls schon sehr lange her sein, daß mir der, den Sie da nennen, über den Weg gelaufen."

"Freilich. Wenn seine Angaben richtig waren, sind es jetzt wohl schon dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre her, daß er aus Hartenstein nach Amerika ausgewandert ist. Er bekleidete hier den Posten eines Gutsverwalters, wenn ich nicht irre, und vertauschte, aus vermutlich sehr triftigen Gründen, die Alte Welt mit der Neuen."

Der Doktor rieb sich mit dem seidenen Taschentuch seinen kahlen Schädel, als vermöchte er damit sein Erinnerungsvermögen aufzufrischen.

"Ja so — der Inspektor Leuchhardt. Ich kannte ihn so obenhin. Ein windiger Patron — ein Lauge nichts — und vor allem ein ganz gewaltiger Lügner. Wie in aller Welt sind Sie denn gerade an den gekommen?"

"Ich entfinne mich wirklich nicht mehr, auf welche Weise ich vor Jahren seine Bekanntschaft machte. Damals aber galt er jedenfalls für einen sehr tüchtigen und achtungswerten Mann, der auch sein Schäschen ganz hübsch ins Trockene gebracht hatte. Ich stand zu ihm wiederholt in geschäftlichen Beziehungen, und ich hatte keinen Grund, mich über einen Mangel an Rechtsschaffenheit oder Wahrheitsliebe zu beklagen."

"So — so! Nun, es mag wohl sein, daß er sich drüber gebessert hat. Und was für Geschichten waren es, die er Ihnen aus meiner Jugendzeit erzählt hat?"

"Ach, so allerlei!" meinte Roger Norwood leicht hin. "Ich habe nicht viel davon behalten, denn ich konnte ja zu jener Zeit nicht ahnen, daß ich demal-einst das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft haben würde. Vielleicht fällt mir's gelegentlich wieder ein. Es war, wenn ich nicht irre, dabei sehr viel von einem schuftigen Kerl die Rede, einem Wucherer oder dergleichen, zwischen dessen plötzlichem Tode und der Auswanderung des Inspektors Leuchhardt ein gewisser ursächlicher Zusammenhang bestanden zu haben scheint. Ich glaube, er hieß Eisenberg oder Eisenlohr oder so ähnlich."

Der Doktor war auf eine ganz seltsame Art in sich zusammengesunken. All seine gute Laune war dahin, und obwohl es gar nicht sehr warm im Zimmer war, standen doch dicke Schweißtropfen auf seiner Stirn.

"Er war ein unverbesserlicher Lügner, dieser Leuchhardt — ich sagte es Ihnen schon vorhin. Und ich will darauf schwören, daß nicht ein wahres Wort gewesen ist an dem, was er Ihnen erzählt hat. Es ist ja auch geradezu lächerlich. Sie werden doch nicht im Ernst glauben, daß ich jemals Gemeinschaft gehabt hätte mit einem solchen Menschen!"

"Ihre Versicherung des Gegenteils genügt mir vollständig," erklärte Norwood artig. "Und wenn ich gewußt hätte, daß Ihnen die Erwähnung des Mannes unangenehm ist —"



Viktoria, Königin von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien †.



Wintervergnügen aus Gröden.

„O, nicht im mindesten. Weshalb sollte sie mir denn unangenehm sein? Das klingt ja, als wenn ich ein schlechtes Gewissen hätte — als wenn es für mich einen Grund gäbe, die Geschichten dieses Aufschneiders zu fürchten. Mag er Ihnen doch erzählt haben, was er will, mir ist es ganz gleichgültig. Ich wüßte kaum, was mir gleichgültiger sein könnte als dies.“

Er lachte laut auf, ohne daß eigentlich eine rechte Ursache für diese plötzliche Aeußerung der Fröhlichkeit zu erkennen gewesen wäre. Und dann füllte er aufs neue sein Glas, um es mit einem einzigen Zuge zu leeren.

Roger Norwood zündete sich eine Zigarre an und blickte mit etwas gelangweiltem Gesicht den zu der niedrigen Decke emporsteigenden Rauchwölkchen nach. Für ihn war der Gegenstand offenbar abgethan; die Gedanken seines Gastes aber schien er noch immer zu beschäftigen.

„Uebrigens — er ist doch wohl inzwischen gestorben?“

„Wer, Herr Doktor?“

„Nun, der Windbeutel, der Leuchhardt?“

„Darüber kann ich keine Auskunft geben. Jedenfalls ist mir eine Nachricht von seinem Tode nicht zugegangen.“

„Hum! — Und der Junge? Er nahm damals seinen Sohn mit, einen Bengel, der heute etwa in Ihrem Alter sein könnte.“

„Dieser Sohn ist jedenfalls tot. Soviel ich gehört habe, starb er schon als Knabe.“

Im Gegensatz zu dem lässigen Tone, den Roger Norwood bisher angeschlagen, war diese Antwort sehr rasch und bestimmt von seinen Lippen gekommen, und mit durchdringendem, forschendem Blick hasteten dabei seine Augen auf dem Gesicht des Doktors. Der aber bemerkte es nicht, denn sein Kopf war ganz auf die Brust herabgesunken, und er starrte unverwandt vor sich hin.

„Daß dieser Kerl noch immer in der Welt herumvagabundiert — wer hätte es denken können! Er war ein Schwindfuchtskandidat, und ich hätte ihm keine zwei Jahre mehr gegeben.“

„Auch erfahrene Aerzte täuschen sich zuweilen. Wie glücklich wäre ich, wenn das auch in Bezug auf meine arme Frau zuträfe.“

„Ja so — Ihre Frau Gemahlin! Wir sind ganz davon abgekommen. So geschah es gar vielleicht

auf den Rat dieses Leuchhardt, daß Sie sich bei der Wahl Ihres Aufenthalts gerade für Gartenstein entschieden!“

„Als mir die Aerzte anrieten, meine Frau in eine ganz veränderte und möglichst ruhige Umgebung zu bringen, erinnerte ich mich in der That an die Schilderungen, die er mir von diesem weltentlegenen Städtchen entworfen. Und da ich ohnehin genötigt war, in geschäftlichen Angelegenheiten nach Deutschland zu reisen, faßte ich den Entschluß, mir den Ort wenigstens einmal anzusehen.“

„Und nun wollen Sie dauernd hier bleiben?“

„Das hängt von den Umständen ab. Jedenfalls aber, mein lieber Herr Doktor, rechne ich für die Zeit unsers Hierseins auf Ihren Beistand als Arzt wie als Freund.“

„Das dürfen Sie — ja gewiß, mein verehrter Mr. Norwood, das dürfen Sie unbedingt. Ich stehe Ihnen wie Ihrer Gemahlin mit Leib und Seele zu Diensten.“

Er hatte es mit übergroßer Lebhaftigkeit gesprochen und streckte Roger wie zu weiterer Befräftigung seine Rechte entgegen, die weniger einer menschlichen Hand als der Fäule eines Bären glich. Lächelnd legte der Amerikaner die feinnige hinein.

„Ich danke Ihnen, Doktor! Und Sie werden sich über Mangel an Erkenntlichkeit sicher nicht zu beklagen haben. Natürlich darf meine Frau nichts davon merken, daß sie unter ärztlicher Beobachtung steht. Der geringste Argwohn nach dieser Richtung hin könnte genügen, einen neuen Anfall ihres Leidens herbeizuführen. Diese schrecklichen Anfälle kommen ja zumeist so plötzlich, fast ohne alle warnenden Vorzeichen, daß man erst später errät, wodurch sie eigentlich heraufbeschworen wurden. Und nichts wäre gefährlicher, als die Kranke selbst an ihren Zustand zu erinnern.“

„Wem sagen Sie das! — O, ich werde schon auf meiner Hut sein, verlassen Sie sich darauf. Aber es ist spät geworden, und ich brauche noch ein paar Stunden Schlaf, denn ich habe morgen früh eine sehr ernsthafte Operation vorzunehmen.“

„Dann wäre es eine Versündigung an Ihrem



Wintervergnügen aus Gröden.



Wintervergnügen aus Gröden.



Wintervergnügen aus Gröden.

Patienten, wenn ich Sie zu halten versuchte. Aber bevor Sie gehen, verschreiben Sie mir wohl noch etwas Morphium — Sie wissen ja, gegen die neuralgischen Schmerzen, über die ich Ihnen jüngst schon klagte.“

Doktor Langschmidt hatte das Rezeptbuch schon aus der Tasche gezogen.

„So! — Aber gehen Sie nicht zu verschwenderisch damit um. Man soll sich nicht daran gewöhnen.“

„O, fürchten Sie nichts. Ich werde dies segensreiche Medikament gewiß sehr zweckmäßig verwenden. Und nun ein letztes Glas! Wir wollen, wie ich denke, diesen Rest nicht umkommen lassen.“

„Nein, wahrhaftig, das wäre eine Sünde. Profit, lieber Freund! Sie erlauben mir doch, daß ich Sie so nenne?“

„Ich bitte darum. Und ein für allemal: Mein Haus steht Ihnen offen. Sie werden mich immer mit Freuden bereit finden, bei einem Glase leidlichen Weins ein paar Stunden mit Ihnen zu verplaudern.“

„Es gilt — ich nehme Sie beim Wort. Und — und das Geschwätz von diesem Leuchardt — Sie legen kein Gewicht darauf — nicht wahr?“

„Nicht das geringste, nachdem Sie mir gesagt haben, daß er ein Vagabund und Aufschneider war.“

„Er war es — mein Wort darauf! Und deshalb möchte ich Sie auch bitten, zu niemand hier davon zu reden, daß er sich gewisser Beziehungen zu mir gerühmt, mich vielleicht gar als seinen Freund hingestellt hat. Es könnte mich in ein falsches Licht setzen.“

„Niemand soll etwas derartiges von mir erfahren, Herr Doktor!“

„Danke — danke! — Sie sind ein Gentleman, Mr. Norwood! Und dann — noch eins — Sie erwähnten da eines Menschen, eines gewissen Eisenlohr, der wirklich der schuftigste Bucherer unter der Sonne war. Lassen Sie, bitte, diesen Namen heute zum ersten und letztenmal zwischen uns genannt werden sein! Sie mißverstehen mich hoffentlich nicht. Es hat wohl jeder in seiner Vergangenheit etwas, woran er nicht gern erinnert wird, und es braucht durchaus nicht immer etwas besonders Schlimmes zu sein!“

„So sei denn dieser Eisenlohr für uns tot und begraben. Wir wollen ihn gewissermaßen noch einmal umbringen, und diesmal für immer!“

Man konnte einen Scherz unmöglich heiterer und unbefangener vorbringen. Doktor Langschmidt aber schien für gewisse Scherze durchaus kein Verständnis zu haben, denn er wurde wieder aschfahl und umklammerte mit beiden Händen die Lehne des Stuhles,

von dem er sich bereits erhoben hatte, als fühlte er plötzlich seine Kniee wanken. Er wollte etwas antworten, doch es war nur ein unverständliches Stottern, und dann stürzte er mit einemmal nach einem kurz und rauh hervorgestoßenen „Gute Nacht!“ aus dem Zimmer.

Roger Norwood blickte ihm nach, und ein kaltes, grausames Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

„Deiner bin ich sicher!“ murmelte er. „Um deinetwillen brauche ich all diese Umstände nicht!“

Er setzte sich an den Tisch und trank langsam den Rest in seinem Glase. Dann aber jagte eine innere Unruhe ihn wieder empor. Er ging an das Fenster und stieß beide Flügel auf, daß die Nachtluft eiskalt in das von Zigarrenrauch und Weindunst erfüllte Zimmer strömte. In tiefen, begierigen Atemzügen sog er sie ein, und dann, unüberwindlich in die dunkle Ferne hinausstarrend, sagte er laut vor sich hin:

„Ah, wenn doch diese Qual des Wartens erst ein Ende hätte! Wenn es doch schon morgen geschehen könnte — schon morgen!“

(Fortsetzung folgt.)

Winterbilder aus Gröden.

Von

Otto Siegl.

Mit fünf Abbildungen nach Photograph. Aufnahmen von S. Tersbach.

„Rodel heil!“ geist es mir in die Ohren. Wie der Sturmwind saust eine dunkle Masse vorbei, und als ich mich umwende, sehe ich eben noch Freund R. auf einem Schlitten um die Straßenecke verschwinden. Der Gruß hatte mir gegolten; aber die Raschheit der Erscheinung verblüffte mich derart, daß ich zum Dank keine Zeit fand. Ein teuflisches Ding, dieses Rodeln. Wohl etwas bedenklich, — aber wie flott das dahinschöß. — Ich belam wirklich Lust, einen Versuch zu riskieren.

Das Endziel meines Spaziergangs war erreicht, und so lehrte ich langsam nach St. Ulrich zurück, wo man mich zum Abendessen erwartete. Freund R. saß schon dort, im Gasthaus, und unterhielt sich beim Bier mit den Bürgern des Ortes. Sein Gesicht strahlte vor Borne.

„Du bist wohl tüchtig erschrocken,“ rief er mir zu.

„Ich sah es dir an. Aber verzeih mir. Es galt eine Wette; und damit du als Leidtragender auch etwas davon hast, lade ich dich ein, mit mir später ein Stückchen spazieren zu fahren.“ Das schien verlockend; aber zuvor mußte ich das Ding, das man da „Rodel“ nennt, einmal näher ansehen. Es war eine Art Kinderschlitten, aber ungewöhnlich fest und so lang, daß im Notfall auch zwei darauf Platz nehmen konnten. Polierte Bänder an den Rufen versprachen eine schneidige Fahrt. Mir gefiel es nicht übel; aber ohne die Bedingung „langsam und vorsichtig“ glaubte ich meine Knochen doch nicht fremder Willkür überlassen zu dürfen. Gegen elf Uhr, als die meisten schon fort waren, rief mich der Freund ins Freie hinaus. Das Gasthaus steht auf einer Anhöhe des Ortes, wobei sich die Straße zu beiden Seiten hinabsenkt. Auf die abschüssige Bahn weisend, stellte mir R. nun die Wahl, wohin ich fahren wollte, und ich wählte links, gegen Waidbruck hinab.

Vehutsam setzte ich mich auf Geheiß meines Lehrers rittlings hinter ihn, dann erhielt ich die Weisung, die Füße hübsch auf die Rufen zu stellen und ja nicht zu bremsen. Mit einem Ruck kam das Gefährt in Bewegung. Es war das erste Mal, daß ich mich in solcher Lage befand; und ich staunte aufrichtig über die tollgewordene Landschaft, die in beschleunigter Bewegung an mir vorbeischoß. Mit geheimem Entsetzen sah ich jetzt, wie der Steuermann in aller Ruhe die Beine an sich zog, die Expedition ihrem Schicksal preisgebend, als hätte er mit dem Schutzengel ein Abkommen getroffen. Und heimlich wie meine Angst, so war mein Beginnen. Aus Leibeskräften bremste ich hinter dem Rücken des Freundes, und der Schlitten blieb stecken. Heute noch bin ich der Meinung, es sei diesem Umstand allein zu verdanken gewesen, daß wir nicht in ein Kellerfenster gerieten.

So endete meine erste Fahrt unter Gezeiter und Schimpfen des Lehrmeisters über die Grödner Rodeln. Aber Geschmack hatte ich der Sache trotzdem abgewonnen, und als der schneidige Freund abgereist war, versuchte ich es allein; anfangs freilich zaghaft und übervorsichtig, als ich aber einige Stürze gemacht hatte, ohne mir wehe zu thun, da war's vorbei mit aller Scheu. Nach vier Tagen schon wetteiferte ich an frohem Wagemut — wenn auch nicht an Können — mit den besten einheimischen Fahrern. Das harmlose Abgleiten über beschneite Wiesen genügte mir nicht mehr. Ich ging nach Wollenstein, auf die Seiseralpe, nach Cistee, indem ich den Schlitten hinter mir her zog; und wenn ich am Endziel meine

Jause eingenommen hatte, dann begann das Hauptvergnügen des Tages, die Rückfahrt auf dem Rodel. Dazu ist die Straße nun wie geschaffen. Von Waidbruck bis Wollenstein steigt sie an zwölfhundert Meter fünf Stunden lang bald steiler, bald sanfter, nur mit sehr wenigen ebenen Unterbrechungen, deren kaum zehn auf die Riesenfurche von drei Meilen kommen. Bedenkt man noch, daß bei gutem Wetter oft schon sechs bis acht Grade Gefälle genügen, den Schlitten in Gang zu erhalten, so leuchtet es ein, daß die Rutschkahrt stundenlang währt. Unter so günstigen Umständen ist die Rodel zum wahren Verkehrsmittel geworden. Kein Holzknecht geht in den Forst, ohne sein Schlittzeug mitzunehmen, weil er damit dreimal so schnell wieder daheim ist. Will ein Grödner nach Waidbruck zur Bahn, so fährt er per Rodel, denn sie bringt ihn kostenlos hinaus und viel rascher als Pferd und Wagen. Aber auch Sport und Vergnügen werden dabei nicht vergessen. Freilich findet der Einheimische nicht jenes Interesse an der herrlichen Landschaft, die man da pfeilschnell durchfliegt, wie der Fremde, jedoch sportliches Messen ist auch für ihn ein unterhaltendes Spiel. Ein Rodelklub existiert schon seit einigen Jahren in St. Ulrich, und ihm gehören nicht bloß Grödner, sondern auch zahlreiche Fremde aus aller Herren Ländern an. Von den letzteren ist es allerdings nur den wenigsten möglich, im Winter nach Gröden zu kommen, so daß an den alljährlich stattfindenden Wettfahrten fast nur Grödner Mitglieder teilnehmen. Allein die meisten wollen ja doch nur die Sache an sich materiell unterstützen, und da thut es nichts, wenn so mancher darunter noch nie auf einer Rodel gefahren. Damit aber die „Sommermitglieder“ wissen, wie so ein Ding aussieht, hängt eine Miniaturrodel im Klublokal von der Decke. Der Schauplatz der Wettfahrten ist das Grödner Loch mit seinem Abfall gegen Plan. Beim Schutzhause wird gestartet. Da läßt man in Intervallen die Bewerber los, und nun fahren sie wie der leidhaftige Satan zur Tiefe. Im Wirtshaus zu Plan erwarten sie die Preisrichter und eine große Menge von Zuschauern, und wenn dann der letzte angelangt ist, erfolgt die Zuerkennung der Preise. Die Leistungen sind nun wahrhaft erstaunlich. Die drei Kilometer lange Strecke wurde schon in sechs und einhalb Minuten durchfahren, also fast mit der Geschwindigkeit eines Schnellzuges.

Auch noch für einen andern Sport ist das Grödner Thal besonders geeignet, für das Skilaufen. Rodel- und Skifahrern ist es nicht gleichgültig, wie die umgebende Landschaft aussieht. Wenn man rastet oder während der Fahrt am sich schaut, dann erhebt sich der Blick gern an den malerischen Reizen der Natur; und deren Eindruck kann sich selbst der reinste Sportsmann nicht verschließen. Um die enge Furche des Grödner Thals gruppiert sich eine Reihe von endlosen Plateaux, die aus der Region des Baumwuchses hinausragen und mit wenigen Unterbrechungen aneinander anschließen. Darüber erst erheben sich am äußersten Rande die Hochgebirge, weitberühmt durch ihre Schönheit und Größe. Im Angesichte derselben schiebt nun der Skiläufer dahin, auf und ab über die Hunderte von Hügeln, die die Plateauxwiesen durchsetzen, in reinster, frischer Alpenluft, unter wolkenlosem, blauem Himmel, während die südliche Sonne die herrlichsten Farben aus der Landschaft hervorzaubert.

Das Testament.

Von

Julius Weil.

Lieber Vetter!

Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, Dir den Tod unsers alten Onkels Schimmelmann anzuzeigen. Er starb vor kaum einer Stunde, sanft, fast heiter, als wäre er froh, die Bürde des Lebens ablegen zu können. Da er der einzige Bruder Deiner Mutter war, denke ich, wirst Du es als einen schuldigen Akt der Pietät ansehen, seinem Begräbnis, dessen Kosten ich übernehme, beizuwohnen. Tag und Stunde werde ich Dir rechtzeitig mitteilen. Bis dahin mit herzlichem Gruß Dein Vetter

Franz.

Mein lieber Vetter!

Besten Dank für Deine Aufmerksamkeit. Onkel Schimmelmann hat also das Zeitliche gesegnet! Ich wünsche ihm auch im Jenseits alles Gute. Seiner Beerdigung beizuwohnen, bin ich leider durch bringliche Geschäfte verhindert, würde darin auch weniger einen Pietätsakt als eine Heuchelei erblicken, indem ich dem Toten Gefühle erweise, die ich für den Lebenden niemals hegte. Ich gestehe offen: Verwandtschaft ohne Zuneigung bedeutet mir gar nichts. Zwischen mir und dem Verstorbenen bestand aber seit Jahrzehnten keinerlei Zusammenhang, so daß er mir nicht mehr ist als irgend ein Fremder.

Nichts für ungut, lieber Vetter. Die Wahrheit über alles! Ich erwidere Deine Grüße als Dein Vetter

Rudolf.

Lieber Vetter!

Zu meinem Bedauern lehnst Du die Beteiligung an Onkels Begräbnis, welches morgen um 11 Uhr vormittags stattfindet, ab. Ob Deine Ansichten über Verwandtschaft einem Manne gegenüber am Platze sind, der, wie ich mich zu erinnern glaube, Dich nach dem frühen Tode Deines Vaters erzogen und Deiner seligen Mutter mit Aufopferung eigenen Wohles beigestanden hat, muß ich Dir überlassen, bitte Dich aber, mir zu gestatten, daß ich in Deinem Namen einen



Winterbilder aus Gröden.

Kranz auf den Sarg des Verstorbenen lege. Es ist der Reute wegen, welche wissen, daß außer mir Du der einzige Angehörige des armen alten Rektors Schimmelmann bist. — Nebenbei will ich nicht unterlassen, Dir mitzuteilen, daß mir heute der Notar Schwarz, dessen originelle Persönlichkeit Dir von früher her noch im Gedächtnis sein wird, begegnete und sich nach Deiner Adresse erkundigte. Als ich wissen wollte, zu welchem Zweck, fragte er mich, ob mir nicht bekannt sei, daß Onkel Schimmelmann ein Testament hinterlassen habe. Ich verneinte mit dem Hinzufügen, daß es mir auch kaum glaublich erschiene, da der gute Onkel in völliger Dürftigkeit gestorben sei; worauf Schwarz nur mit einem listigen Nicken reagierte. Ich habe nun Erkundigungen auf dem Gericht eingezogen und ermittelt, daß wirklich ein Testament vorhanden ist, dessen sofortige Eröffnung ich beantragt habe, um etwaige auf die Bestattung bezügliche Wünsche des Verstorbenen berücksichtigen zu können. Dein Vetter

Franz.

Telegramm.

Bitte mich morgen früh 8 Uhr Bahnhof zu erwarten.

Rudolf.

Dem Achtuhrzuge, der auf der kleinen Station nur eine Minute hielt, entstieg Vetter Rudolf, einen großen, prächtigen Kranz in der Hand, und wurde, wie erbeten, von Vetter Franz erwartet und begrüßt. „Ich freue mich, daß du doch gekommen bist, Rudolf. Der Onkel —“

„Kein Wort darüber, lieber Franz! Es versteht sich ja von selbst, daß ich dem Onkel die letzte Liebe erweise, da ich ihm im Leben so wenig sein konnte. Mein Brief, weißt du, ist in einer greulichen Gemütsverfassung entstanden. Ich hatte allerlei Aergernisse, wußte gar nicht, was ich in meiner Wut hinschrieb.“

„Ich dachte mir's gleich, nach allem, was der Onkel für euch gethan hat.“

„Zarwohl, und glaube mir, ich habe es nie vergessen, bin auch nicht undankbar gewesen, nur — die Welt, der Beruf, die tausend Pflichten des Lebens bringen die Menschen auseinander. Jetzt mache ich mir Vorwürfe. Ich hätte doch manches für den alten Mann thun können, zumal er, wie du mir schreibst, in dürftigen Verhältnissen gelebt hat, wovon ich — auf mein Wort! — keine Kenntnis hatte.“

„Es scheint fast, als ob es nicht der Fall gewesen wäre, und der gute Onkel uns alle ein wenig hinter's Licht geführt hätte. Man spricht nämlich nach seinem Tode allgemein davon, daß er ein ansehnliches Vermögen hinterlassen und in seinem Testament auch die Stadt reichlich bedacht habe. Wie dieses Gerücht plötzlich entstanden, ob es etwa auf die Ermittlung des Testaments zurückzuführen ist, habe ich nicht feststellen können.“

„Ach ja — das Testament! Daran hab' ich ganz vergessen. Du hast es eröffnen lassen?“

„Es ließ sich noch nicht machen, der Termin ist erst auf morgen angesetzt. Es thut mir leid, deinetwegen. Du wärest vielleicht gern zugegen gewesen?“

„Ich habe es so eingerichtet, daß ich zwei Tage fortbleiben kann, bin also morgen noch hier. Es ist mir ein wirkliches Bedürfnis, die Erinnerung an den alten Onkel und die alten Zeiten wieder aufzufrischen, die Orte wiederzusehen, wo ich als Kind und Jüngling gespielt, geschwärmt, mich verliebt habe.“

„Du glaubst nicht, wie mich das freut, Vetter! Du bist natürlich mein Gast, mußt allerdings mit meinem Junggesellenquartier färlieb nehmen.“

Wenige Minuten später fand das Begräbnis statt, und zwar mit einem Pomp, der in schroffem Gegensatz zu der geringen Beachtung stand, die man dem alten emeritierten Rektor bei Lebzeiten geschenkt hatte. Die Stadt war durch den Bürgermeister und mehrere Ratsherren, der Bildungsverein „Apollo“ durch seinen Vorstand vertreten, aus allen Kreisen folgte ein zahlreiches Geleit dem schmucklosen Sarge, hinter dem die beiden Nissen des Verstorbenen schritten. Alle Welt rühmte sie, besonders den ältern, der in wahrhaft rührender Pietät selbst die weite Reise nicht gescheut hatte, um dem alten Onkel die letzte Ehre anzuthun.

Vom Kirchhof lehrten die beiden Vetter in die Sterbewohnung zurück, wo die Haushälterin trotz ihres aufrichtigen Schmerzes und trotz der Thränenfluthen, die sie ihrem Herrn ins Grab nachweinte, es sich nicht hatte nehmen lassen, den üblichen Leichen-schmaus herzurichten. Es war ein altes, verwittertes Frauchen, das dem Seligen wohl an die zwanzig Jahre treu gedient, ihn sorgsam gepflegt und bedient, seine kleinen Launen geduldig hingenommen und seine letzten Leiden liebevoll mitgetragen hatte. Sie war nur zu gern bereit, den Herren allerlei Denkwürdigkeiten aus dem Leben des alten Rektors mitzuteilen, wobei sie so tief ins Reden kam — eine leidige Schwäche der guten Dame —, daß nicht abzusehen war, wie sie von selbst herausfinden würde, weshalb Vetter Franz ihr zu Hilfe kam, indem er dazwischen rief:

„Ja, und was ich noch sagen wollte, liebe Schwarzen! Es bleibt vorläufig alles so wie es gewesen ist; und

wegen der Zukunft machen Sie sich keinen Kummer, dafür wird gesorgt werden, nicht wahr, Vetter?“

Vetter Rudolf gab sein Einverständnis durch ein Kopfnicken zu erkennen, wandte sich aber, als sie die Wohnung verließen, mit der Frage an seinen Verwandten:

„Hast du wirklich die Absicht, die Alte in der eingerichteten Wirtschaft sitzen zu lassen? Sie wird ja nichts damit anzufangen wissen. Ich denke, es genügt, wenn man ihr einige von den weniger gut erhaltenen Stücken des Mobiliars und Hausrats zuwendet, die übrigen aber —“

„Wir sprechen noch darüber, Vetter!“ unterbrach ihn der Jüngere. „Von einem Verkauf der Sachen kann wohl nicht die Rede sein, darin bist du doch mit mir einverstanden? Dergleichen würde uns schlecht anstehen. Uebrigens wissen wir ja nicht, ob uns überhaupt ein Recht zukommt, darüber zu verfügen, du vergißt das Testament!“

Er sagte es mit einem Nicken. Und auch Vetter Rudolf lächelte, als er erwiderte:

„Ja freilich, das Testament! Warten wir also ab!“

Als der Richter das Testament des Rektor emeritus Franz Richard Schimmelmann in die Hand nahm und sich anschickte, die fünf Siegel, womit es verschlossen war, zu erbreechen, erhob sich Vetter Rudolf in angemessener Trauerhaltung, um den letzten Willen des Erblassers stehend anzuhören. Vetter Franz folgte nicht ohne Verwundern seinem Beispiel, er konnte sich den Ausdruck der Spannung nicht erklären, der sich auf dem Gesicht des andern deutlich ausprägte. Inzwischen hatte der Richter die Urkunde aus ihrer Umhüllung genommen und entfaltet und las nun, nachdem er sich etlichemale geräuspert, mit immer noch belegter Stimme ihren Inhalt wörtlich wie folgt vor:

„Nach dem Geringsten ist es einmal beschieden, freigebig zu sein wie ein König. Solches geschieht, wenn er zu seinem Schöpfer zurückkehrt. Denn alsdann bedarf er nicht mehr aller der Güter, die ihm im Leben voranden waren, und er kann sie austheilen mit beiden Händen bis zum letzten Stück.“

„In getrosteter Erwartung dieses Augenblicks will ich jetzt mit freudigem Herzen meine Schätze vergeben, denn ich besitze deren, wie mancher mit Erstaunen vernehmen wird. Der löbliche Rat dieser Stadt hat seinen Jugendlehrer mit einer recht kärglichen Pension abgespeist, allein mein Bedürfen und Verlangen ging doch noch darunter. Und so ist es mir möglich geworden, durch die langen, langen Jahre, die Gott mir — wohl nicht zur Freude des löblichen Rates — zu leben bestimmte, ein kleines Kapital zu ersparen, das in sicheren Wertpapieren angelegt und bei der Staatsbank auf meinen Namen deponiert ist, worüber der in meinem Besitz befindliche Depotschein das Nähere ausweist.“

„Dieses Kapital würde ich meinen beiden Nissen, als meinen einzigen Blutsverwandten, verlassen müssen, wenn sie dessen bedürftig wären. Da sie aber in der glücklichen Lage sind, eine so geringe Zuwendung verachten zu können, so vermache ich dasselbe der Frau Rosina Schwarz, meiner langjährigen Haushälterin, die es reichlich verdient und gleichermaßen nötig hat; befehle ihr aber, vor dem Mammon keinerlei Angst oder Schrecken zu bezeigen, wie es ihre thörichte Art ist, ihn auch nicht als Nüchtern-mich-nicht-an zu betrachten, sondern ihn zu verwenden, um sich in ihren alten Tagen, sei es auch nur halb so gut zu pflegen, wie sie es mit mir jederzeit gehalten hat. Dies sage ich ihr hiermit strengstens an und bestelle meinen lieben Nissen Franz zum Vollstrecker dieses Befehles.“

„Zugleich wünsche ich, daß obgenannte Rosina Schwarz im Besitze alles dessen bleibe, was sich in meinem Haushalt vorfindet, und enthalte mich der Aufzählung der einzelnen Stücke, weil solches leicht zu Irrthümern Anlaß geben könnte, indem ich einzig meine Bücherschätze ausnehme und solche der hiesigen Stadt legiere. Etliche sind darunter, aus denen habe ich einstmalen die Weisheit geschöpft, womit ich hierorts Geschlecht auf Geschlecht getrennlich versehen habe. Die andern aber haben mir in jungen und alten Tagen viele stille Freude und manch einen hohen Genuß bereitet und werden ein Gleiches auch an andern thun. So der löbliche Rat meinem bescheidenen Vorschlage nachhandeln will, möge er diese Bücher zum Grundstock einer Volksbibliothek bestimmen und solcherweise ein wohlthätiges Werk stiften für alle Zeiten.“

„Was nun meine beiden Nissen betrifft, so reiche ich in Gedanken meinem lieben Franz die Hand zum Gruß und segne ihn mit meinen besten Wünschen, als den herzlichsten Freund, den Gott mir im Alter beschert hat. Meinem Nissen Rudolf, der leider durch seinen anstrengenden Beruf verhindert worden ist, sich meiner noch zu erinnern, vermache ich die Briefe, die er mir in jungen Jahren von der Universität und in der ersten Zeit seiner ärztlichen Praxis geschrieben hat, und die sich, sorgsam gesammelt und chronologisch geordnet, in meinen Papieren vorfinden werden. Sie sind ein bereichendes Zeugnis treuer Dankbarkeit für die

Opfer an Zeit, Mühen und Sorgen, die ich ihm und seiner Mutter, meiner seligen Schwester Konstanze, gebracht habe; auch sind sie in einem so vollendeten Stile abgefaßt, daß es ihm eine Genugthuung und ein Ergötzen bereiten wird, sie wieder zu lesen.“

„Und nun wünsche ich allen, die meiner nach meinem dereinstigen Tode gedenken sollten, daß Gott ihnen beschere, womit er mein Leben zu einem glücklichen gemacht hat: Freude an der Welt und Hoffnung auf das Jenseits.“

So lautete das Testament des Rektors Schimmelmann.

Im Theater.

Plauderei

von

Tony Schumacher.

Wodurch bewegt der Künstler alle Herzen?
Wodurch bezieht er jedes Element?
Ist es der Glanz, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt jählich schlingt?
(Goethe.)

Bei keiner Kunst, wie bei der dramatischen, kommt es so auf die Richtigkeit und Wahrheit des „Einklangs“ an. Im Innern des darstellenden Künstlers muß Einklang im Verstehen des zu Gebenden, Einklang in Wollen und Können, Einklang in Können und Maste sein. Dann nur allein vermag ein reingestimmtes, volltöniges Echo zurückzukommen von denen, welche zuhören, ein harmonischer Schall, der begeistert zu neuem Vermitteln und Geben an die, welchen es Freude macht, Gedanken und Schicksale anderer lebenswahr auf der Bühne vorgeführt zu bekommen!

Und wie tiefbegründet in der Menschenart ist die Freude an Dargestelltem, und wo Verständnis für diese Kunst und Schätzung dafür unentwidelst bleiben, liegt es bei vielen nur in äußern Verhältnissen. Die Lust und das Verlangen, ins Theater gehen zu dürfen, besteht wohl bei jedem, der regen Sinnes und offenen Auges sich umschaut im Leben, den das Thun der Menschen interessiert, und der einigermaßen ein Organ für Phantasie und Poesie besitzt. Wer hat nicht an sich selbst die Probe gemacht! Wir versenken uns lebend in ein schönes Drama, wir ergötzen uns, gleichfalls lebend, an den komischen Wendungen und Witzworten eines Lustspiels, wir hören in Konzerten die Arien und Chöre aus irgend einer Oper, und all das ist schön und gut, wenn wir's nicht anders haben können! Aber wie so himmelweit verschieden ist die Wirkung, wenn wir's auf der Bühne dargestellt sehen. Da werden die Gedanken, die Töne lebendig, da tritt statt der oft mangelhaften Phantasie die Wirklichkeit vor uns, zum Hören und Empfinden kommt noch das Sehen, und es sind wenige, die nicht bekennten müssen: „Jetzt erst verstehen wir ganz die Absicht des Dichters und des Komponisten, jetzt erst sind uns die einzelnen Schönheiten klar geworden im Zusammenhang mit dem Ganzen!“

Theaterspielen, etwas vorstellen, was nicht ins Alltagsleben sich gehört, sich „verkleiden“, wie liegt die Lust hiezu schon im kleinsten Kinde!

Mutters Schürze ist der Mantel,
Ritterfräulein dient's zum Zweck,
Zieh'n dahin in stolzem Wandel,
Und die Knaben, frisch und keck,
Fepfer tragen sie und Krone,
Schweesterchen die Schleppe hält,
Vaters Stuhl wird zum Throne
Und die Stub' zur Märchenwelt!

Erzählt einem Kind die schönste Geschichte, so wird es sich freuen. Aber so aufjubeln wird es wohl nie, wie wenn ihm mit Papier- oder andern Püppchen, mit Marionettenfiguren oder aber nur mit den Fingern als Schattenpiel an der Wand die Personen wirklich lebend und sich bewegend vorgeführt werden. Nicht nur das Auge, auch das Ohr ist in Mitleidenschaft gezogen, und beglückt glaubt der kleine Zuschauer, die Sache in Wahrheit zu erleben. Sein Denken und Empfinden, seine Phantasie und sein Auffassen sind viel lebhafter angeregt als beim bloßen Erzählen.

Ob es aber aus diesem Grunde ratsam ist, Kinder auch schon ins wirkliche Theater zu führen? Das möchte ich mit einem entschiedenen Nein beantworten. Gerade weil bei Kindern die einfachen Mittel, die jede Mutter und Wärterin in der Hand haben, genügen, ihnen das Bedürfnis nach Darstellung dessen, was in ihren kleinen Lebenskreis gehört, vorzuführen, weil die Kindernatur selber in eigner Bethätigung sich hierin Lust macht, dünkt es mir unnötig und verfrüht zu sein, sie an den Aufführungen, die für Erwachsene bestimmt sind, teilnehmen zu lassen.

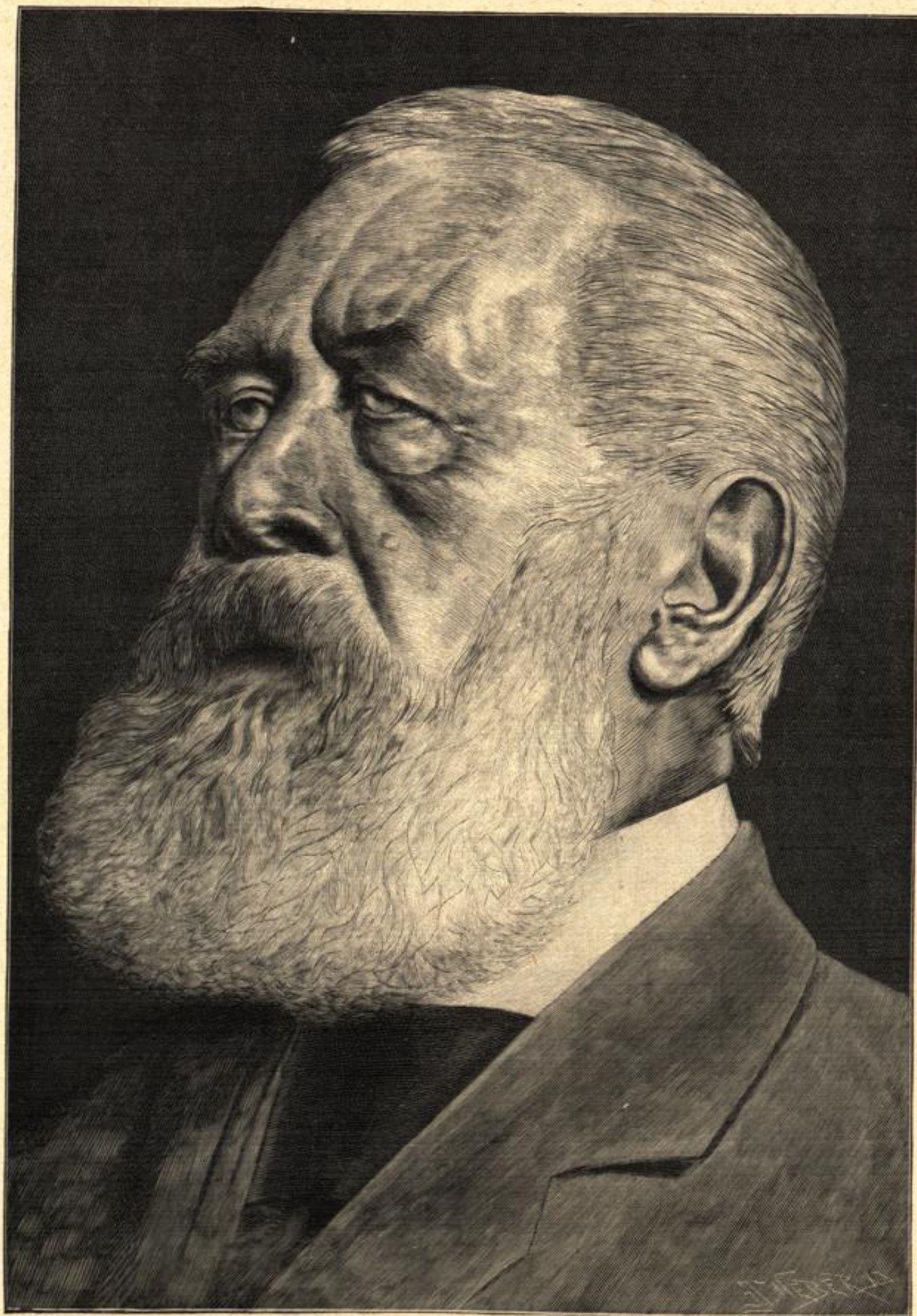
Aber doch an den Kinderstücken, an den Weihnachts- und andern Märchen, wo es so viel giebt, was ein Kinderange entzückt? ...

Ach nein, bitte, an denen gerade nicht! Ich nehme es auf mich, für einseitig oder gar strenge gehalten

zu werden. Ich möchte die Eltern, die ihre Kinder schon zu etwas derartigem führten, zu diesen großen Ausstattungsstücken, die in Glanz und Pracht allerdings auch Erwachsene blenden und verblüffen, ich möchte sie fragen, ob sie auf den Gesichtchen der ihrigen oder der andern herumstehenden Kleinen je das helle glückselige Entzücken gesehen haben, wie daheim bei

den Streichen des Kasperles oder dem Schicksal des Schneewittchens und der Genoveva? Wie oft habe ich sie schon beobachtet, diese geschmückte, gepuzte, erwartungsvolle Schar, unendlich lieblich anzusehen, in den weißen und bunten duftigen Kleidern, all die Voden- und andern Köpfchen, — eine Augenweide besonders für die Mütter. Die Kinder wissen, daß ihnen irgend

eine Geschichte, nur viel schöner als daheim, vorgeführt werden soll. Aber wie so ganz anders ist, was sie hier sehen und hören und gar nicht leicht! — Krampfhaft bemühen sich die Intelligenteren unter ihnen, Sinn und Zusammenhang der für ihre Begriffe meist recht komplizierten Sache herauszubekommen, während die Unbegabteren gewöhnlich nach kurzem schon



Arnold Böcklin †.

Nach einer Malerei von Sigmund Lindfinger.

dies Bemühen als doch ganz fruchtlos aufgeben und sich an mitgebrachten Bonbons verlustieren, verwirrt von all dem Vielerlei auf der Bühne, sich dem Nächsten zuwenden, Unsinn untereinander machen oder verdrossen und unlustig dastehen. Von der späten, viel zu späten Stunde, in welcher solche Kleinen nach Hause kommen, und von den müden, heißen, aufgeregten Köpfchen will ich nicht reden, denn es giebt auch Nachmittagsvorstellungen. Aber von den Wiken, die in jedem solchen

Stücke vorkommen, von den Balletts, die besonders die Halberwachsenen besser nicht sehen, und von der Uebersättigung am Schönsten und Großartigsten, was an Scenerie geboten werden kann, davor möchte ich Kinder lieber bewahrt wissen, und die Gefahr, daß solch verwöhntem Menschlein, wenn es ein paar Jahre später in ein einfaches klassisches Stück oder in eine Oper ohne viel Dekorationen geführt wird, diese ihm langweilig erscheinen, ist eine große. Müssen ja selbst

wir Erwachsene uns hüten, daß uns solche brillante, alles nur Menschenmögliche darbietende Ausstattungsstücke nicht in gewissem Sinne blasieren machen. Ich bleibe dabei, das Theater ist nicht für Kinder, auch nicht für Knaben und Vadsfische, sondern für reife Menschen, von denen man verlangen kann, daß sie verstehen, was ihnen geboten wird, die Schätzung dessen haben, was Dichter und Schriftsteller uns durch die Schauspieler sagen wollen, und die mit der



Heiliger Hain. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin (im Museum zu Basel).

Photographie-Verlag der Photographischen Anstalt in München.

nötigen Geistesreise in deren Intentionen sich hineinversetzen!

„So ernst ist doch das Theater nicht zu nehmen, auf diese Weise ist ja absolut kein Vergnügen mehr dabei. Man geht doch hin, nicht um sich anzustrengen, sondern um sich von der Tagesarbeit zu erholen, man will sich zerstreuen, amüsieren, erheitern; dazu ist das Theater da!“

Es ist dies ein Standpunkt, dem Rechnung getragen wird, denn viele teilen ihn.

Sie lieben die Poffen und Operetten, die verlangen, daß dazwischenhinein geplaudert, gestirkt und herumgeschaut wird, ohne daß man einen richtigen Faden verliert; sie sind warme Vertreter der freundlichen alten Lustspiele, deren Menschen zwar nicht von Fleisch und Blut, aber doch „so gemütlich“ sind, und in denen am Schluß meist gleich ein halbes Duzend Paare sich den befriedigten Zuschauern als Verlobte vorstellen. Es ist wahr, angenehm angeregt geht man aus solchen Stücken nach Hause, recht wenig Ansprüche machen sie an Denken und Empfinden, und daß es Tage giebt, an denen es auch dem Ernstesten wohl thut, sich einmal so recht von innen heraus auslachen zu können, wissen wir alle. Aber solche Stücke nur ausschließlich zu sehen, verflacht, das sehen wir an einer ganzen Sippe von Theaterbesuchern.

Ihnen gegenüber stehen die sehr Ernsthaften, die tiefer Angelegten, die in Musik und Schriftstellerei das Beste, das Durchdachte, das Höchste sehen und hören wollen. Für sie ist dramatische Kunst ein göttliches Streben, das Edelste sowohl als das Menschliche in möglichstem Idealismus und in der Naturtreue dargestellt zu sehen. Ihnen ist das Theater ein wirklicher Tempel der Muse, wo sie ruhen vom Alltäglichen. Sie erquicken sich an hohen Gedanken, an schöner Rede, an edlen Bewegungen, an Rhythmus in Musik und Tanz. Andre Zeiten, andre Völker, andre Arten zu leben, ziehen in buntem Wechsel auf der Bühne vorüber. Der Mensch mit seinem innersten Fühlen und Wollen, mit seinen Eigenschaften und Leidenschaften aber, der ist zu allen Zeiten derselbe geblieben, und darin liegt etwas Großes, vom eignen Ich Befreies.

„Aber was sagen Sie zu der neuen Richtung, zu den Stücken, die absolut nichts mehr Edles und Schönes bringen, in denen uns den ganzen Abend nur das gräßlichste Elend der Welt in der widerlichsten Form vorgeführt wird, Stücke, die uns zwingen, von Anfang bis zu Ende mit gespanntester Aufmerksamkeit zuzuhören, um nur einigermaßen daraus klug zu werden, was der Verfasser eigentlich will, und spricht man nachher über den Inhalt, so sind sicher gerade so viele verschiedene Meinungen darüber vorhanden, als Leute, die es gesehen, und es erheben sich die unerquicklichsten Erörterungen!“

Es liegt mir fern, mich über die verschiedenen Richtungen der verschiedenen Theaterschriftsteller zu verbreiten — das mögen Berufene thun, aber mein persönliches Empfinden über das, was ein Ibsen, Sudermann, Gerhardt Hauptmann und so weiter uns gegeben, möchte ich doch aussprechen.

Jede neue Richtung wird sich anfangs in Extremen bewegen, und haben wir hiemit zu rechnen. Es macht mir wahrhaftig auch keine Freude, in den meisten dieser Stücke nur dem nackten Alltagsleben mit seinem Schmutz, mit seiner Sündenkonsequenz gegenübergestellt zu sein, mich für Menschen interessieren zu sollen, die, meist jeglicher edlen Eigenschaften bar, ihren Trieben und Leidenschaften oder einem Verhängnis erliegen. Es macht mir keine Freude ob der extremen Auffassung, denn gottlob giebt es auf der Welt neben gemeinen und belasteten und vorbestimmten Schicksalsmenschen auch noch eine recht nette Anzahl normal guter, selbstloser und einen innern Halt habenden Menschen! Aber nach dieser Abschweifung kehre ich doch gern und mit größtem Respekt zu diesen neuen Stücken zurück und ich stimme mich, sie alle vorurteilsfrei der Reihe nach zu lesen, sie mir vorspielen zu lassen, sie dann wieder zu lesen, und ich komme zum Endergebnis, daß die Zeit, in der wir leben, eine so ernste ist, daß wohl auch von der Bühne aus in aufrüttelnd ernster Weise zu uns gesprochen werden darf. Daß dieses vielen lästig und unbequem ist, kommt nicht in Betracht. Eher könnte man für die Jungen und innerlich Unreifen darüber stracheln, daß, um wahr zu malen, rücksichtslos die Decke von manchem weggezogen wird, was bisher verhüllt geblieben, und es läßt sich darüber streiten, ob es taugt, Schäden aufzudecken, ohne Abhilfe zu geben, zu quälen mit Entsetzlichem, ohne die Möglichkeit abzuweisen einer eventuellen Lösung. Dies letztere ist das Extrem der Richtung und damit der angreifbarste Punkt. Aber im übrigen stehe ich auf dem Standpunkt, daß es keinem von uns allen schadet, selbst in sehr krasser Weise das Elend der Welt, das nun eben einmal existiert und nicht wegzuleugnen ist, vorgeführt zu bekommen.

„Dazu braucht man nicht ins Theater zu gehen, das hat man genug im Leben!“ sagen viele.

Ja, man hat's, wer aber von denen, die das Theater besuchen, kennt es in seiner Ausdehnung und bis in die Tiefe der einzelnen Fälle? Wissen es nicht die meisten nur vom Hörensagen, aus Armenberichten? Kennen sie psychische und physische Gefahren nicht nur aus medizinischen Andeutungen, und schiebt man nicht äußerlich und innerlich sofort solche Dinge, wenn sie berührt werden, prüde und mit Schauder wieder beiseite?

Ich wiederhole, es ist vielleicht besser, daß solche, die nicht die innere Reise haben, diese Dichtungen im ganzen zu beurteilen und dem großen Zuge zu folgen, der durch sie hindurchgeht, besser wegbleiben; daß aber ihre Wege diese Stücke nicht gegeben werden sollen, ist ein oberflächliches Verlangen.

Ein geistig sehr hochstehender Mann der alten Richtung, der aber objektiv auch alles Neue prüft und zu schätzen versteht, sagte mir:

„In Stücken, wie die von Ibsen, und in Hauptmanns „Hannele“ sollte man mit gefalteten Händen sitzen!“

Natürlich war dies bildlich gemeint, aber ich weiß eine Dame, auf welche die zwei ersten Akte dieses letzten Stückes so mächtig wirkten, daß sie das Gefühl hatte, sofort aufstehen und heimgehen zu sollen, um alle diesbezüglichen Veräumnisse ihres Lebens wieder gut zu machen. Sie erklärte nachher:

„Das hab' ich nicht gewußt, daß es solche Menschen giebt, daß es so auf der Welt zugeht, daß das Elend so groß sein kann!“

Und ähnliche Wirkungen erlebte ich bei Denkenden, die die „Weber“ sahen oder Ibsens „Wildente“ oder „Die Stützen der Gesellschaft“ und so weiter.

Es ist, so gewiß wie etwas, nur ein Segen zu nennen, daß Thatfachen und Zustände, die bis jetzt einer großen Klasse von Menschen fern lagen, gerade vom Theater aus ihnen nun nahe gebracht werden, und wenn gewisse Dinge, die sie in bisher ungeahnter Ferne zu hören bekommen, sie nun auch ein bißchen quälen und herumtreiben, oder zum Nachdenken veranlassen, so ist das kein Schaden. Und noch etwas! Nicht nur denken, sondern auch logisch sprechen, lehren diese ernsten Stücke!

Wo wurde in den früheren Zeiten ein neues Stück, ich meine, so recht gründlich „besprochen“? Entweder es war unterhaltend oder machte lachen oder rührte, aber über Aufbau, Entwicklung und Konsequenz plagte man sich nicht, denn die obligaten Figuren von Vorfahren, Onkels, Liebhabern und albernen Müttern stammten ja gar nicht aus dem Leben, es waren aber geringere, oder gemachte Menschen! Und nun hört zu, wie über diese neuen Stücke gesprochen und disputiert wird! Keinen lassen sie gleichgültig, gerade weil sie schwer zu verstehen sind. Ein jeder ahnt, daß Tüchtiges darin verborgen liegt, man gräbt in die Tiefe, man geht in die Quere, man strengt sich aufs äußerste an, die Absicht des Dichters zu ergründen, und man klärt seine eignen Ansichten an den oft zөгenteiligen der andern. Ein Zug von Wahrheit geht durch diese ganze neue Theaterbewegung, rückwirkend auf die Familien, und daß Wahrheit nicht ist, vor welchem Nebel, Unklarheiten und Schreckengebilde weichen müssen, das wissen wir alle.

„Und dazu soll das Theater helfen?“

Ja, der Anfang ist gemacht, aber noch sind wir nicht so weit. Wir haben den ernsthaften Stücken und den ernsthaften Menschen im Theater fast zu viel Platz eingeräumt, und ich gestehe selber, daß es deren, wie mein Vorgenachbar einer ist, noch nicht sehr viele giebt, der sich immer eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung einfindet, um „gesammelt“ zu sein, und der die Ansicht äußert:

„Ich bin das doch dem Dichter und mir selber schuldig!“

Wie wenige haben diese hohe Auffassung! Meist bleiben die Plätze leer bis knapp vor dem Anfang. Dann stürmt sie herein, die bunte, lärmende Menge, schwatzt und begrüßt sich, knistert und rauscht, rückt mit den Stühlen und macht sich zurecht, und es muß sehr gut gehen, wenn bei Beginn des Stückes nur einigermaßen Ruhe eingetreten ist. Gewöhnlich erst nach den Eingangssätzen, die zumeist den Zuhörern verloren gehen, gelingt es einem einigermaßen, die Situation zu erfassen. Aber da kommen die Nachzügler und stören von neuem — hastende, echauffierte, „wirklich nichts dafür können“, wie sie flüsternd verkünden, gewohnheitsmäßige, die überall zu spät kommen, und bewußte, die die Augen aller auf sich lenken möchten und ihre meist auffallenden Toiletten mit Geräusch zeigen.

Auf den oberen Galerien wird solch Gebaren meist mit lautem „Pst“, „Pst!“ sofort gerügt. Die Menschen dort haben zu große pekuniäre Opfer gebracht, um sich auch nur ein Jota ihres Genusses verläumern zu lassen. Dort oben ist gewöhnlich ein sehr aufmerksames, teilnehmendes, sehr oft das verständnisvollste Publikum. Woher das kommt, habe ich mich schon gefragt. Wohl daher, daß ja immer das, was

man sich erringen muß, den größeren Wert hat, und daß unter den Abonnenten der unteren Galerien gar viele Gewohnheitsbesucher sind, die ihre Abende abhaken, ohne sich mehr viel anzustrengen, Stücke und Spiel auf ihren wirklichen Wert zu prüfen. Und doch wird gerade da oft geurteilt und verurteilt auf solch unbarmherzige Weise, daß einem das Herz weh thut. Ich habe schon beobachtet, wie Herren und Damen bei einem neuen Stück den ersten Akt ruhig verpländerten, sich im Zuschauerraum orientierten oder auch toilettierten. Beim zweiten Akt wird dann auf die Bühne gesehen, man schaut sich eine halbe Stunde den Gang der Sache an, die gerade vor der Entwicklung ist, und deren Grundlage fehlt, und im nächsten Akt, lange, ehe die Handlung zu Ende geführt, ist das Urteil fertig!

„Koschall langweilig — gar keine Handlung — falscher Aufbau — ödes Zeug — absolut kein Zusammenhang!“ und mit solchen Gemeinplätzen und Hohlheiten ist ein Werk, an dem ein Schriftsteller sich oft jahrelang redlich mühte und sein Bestes gab, in den Köpfen von Hunderten fertig gemacht. Und nochmal, eine andre Art der Theaterkritik giebt es, auch sie ist weit verbreitet, und manchmal kann man sich selber darauf ertappen.

„Wie war das Stück gestern?“

„Geradezu entzückend, — ihr macht euch keinen Begriff, wie reizend die G. spielte. Und wie sie aussah — nein, diese Toiletten!“

„Aber das Stück?“

„Ja natürlich, es war gut, — Dekorationen und Ensemble waren fabelhaft, und um wieviel besser ist doch der A. anstatt dem B. in der Titelrolle!“

Oder:

„Nein, war das ein greulicher Abend gestern! Denken Sie sich, dieser Gast als Gretchen. Gretchen in einem Kleid mit rot statt blau, und dazu ein Emboupoint — na — gar, gar nicht ein bißl hübsch!“

„Aber wie hat sie gesungen?“

„Gesungen? Ich glaube gut, ganz gut, — aber ich hoffe, die Blätter morgen machen sie recht tüchtig herunter, daß die Intendanz diesen horriblen Gedanken fallen läßt, so jemand Unschönen zu engagieren!“

An das, was es für eine junge, tüchtige, strebsame Künstlerin, deren Neuheres vielleicht nicht ganz regelmäßig sein mag, der diese eine Rolle vielleicht nicht so ganz steht, in solchem Falle bedeutet, von den Blättern heruntergemacht zu werden, daran denkt man in unbewußter Herzlosigkeit so gar nicht.

Und dann die Nachsprechenden, die Kritiklosen!

Da sitzt eine oder einer, hat ein gutes, warmes Empfinden und eine vielleicht noch nicht entwickelte, aber gesunde Auffassung. Er begeistert sich, findet das Vorgeführte echt, gut, wahrhaft schön und richtig. Aber nachher hört er die vielen, abfälligen Urteile, die Menge verdammt, er traut sich selber nicht mehr, und zuletzt ist ihm der Mut abhanden gekommen, seine eigne Ansicht zu gestehen, — er wird ein Kritikloser, einer von den vielen Nachsprechern. Hierher gehört auch, daß so manche Menschen nicht recht wagen, ihre Freude an einem Stück oder an einer guten Darstellung durch ehrliches, begeistertes Klatschen zu bekunden. Wie oft hat mir's schon in den Händen gezuckt, wie ich junge oder ältere Herren so scheinbar teilnahmslos dahinsah, wo es doch oft buchstäblich in ihren Händen lag, ein junges Talent zu ermutigen, oder sein Schicksal in niederdrückendster Weise zu besiegeln. Gegen das Händeklatschen an und für sich läßt sich ja vieles sagen, aber da es das einzige Mittel ist, durch das den Künstlern für ihre Bemühungen gedankt werden kann, so dürfen wir nicht zu feige oder zu faul dazu sein!

Und nun noch ein Wort über die Menschen, die das Theater bilden, über die Sprechenden, Singenden, tanzenden Künstler und Künstlerinnen, die uns das Leben auf den Brettern darstellen, denen wir so vielen Genuß und Freude verdanken! Sie führen uns die Welt im kleinen vor, und sie sind auch ein Völklein, das in gewissem Sinne eine Welt in kleinem bildet an Phantasie, Kunstbegeisterung, Streben und Wollen, aber auch vielleicht an Eifersucht und Neid, Eitelkeit, Intriguen und leichtem Sinn. Der Versuchungen zu lehrern Eigenschaften mag es im Theaterleben mehr als in einem andern geben. Aber wo wird so fleißig, so ernsthaft, so gründlich gearbeitet, wie gerade in diesem Stande? Wo wird, körperlich und geistig vereint, so viel verlangt, nicht nur in Vorbereitungen und Proben den Tag über, sondern hauptsächlich in der Hauptleistung am Abend, wo alle sonstigen arbeitenden Menschen ausgespannt sind und sich gerade in den Theatern erholen und erfrischen wollen. Wo aber eine Arbeit ernst genommen wird, da ist was Festes, was Faßbares, es mögen der Versuchungen rings herum noch so viele sein, und ich brauche nicht erst zu sagen, wie viele tüchtige Charaktere gerade in diesen Kreisen sich befinden, wenn auch Neuheres und Benehmen vielleicht auf den ersten Blick etwas befremdend sein mögen. Es ist darum kaum faßlich, daß es da

und dort noch so enge, selbstgerechte Menschen geben kann, die mit einem halb erstaunten, halb bedauernden Tone sagen:

„Was, Sie verkehren mit Leuten vom Theater?“

Ja, ich verkehre mit ihnen, das heißt mit einzelnen, die mir wert dünken, und vorausgesetzt, daß sie mich für wert ihres Umganges erachten, genau so, wie ich es mit Menschen aller Stände thue.

„Aber haben Sie noch keine schlimmen Erfahrungen gemacht?“ werde ich wieder gefragt, oft mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Natürlich ja, ebenso wie da und dort mit andern Arten Menschen, aber kein bißchen mehr, das kann ich versichern,“ ist meine überzeugte Antwort; ich bekomme aber meist dann wortreiche Beschreibungen von leichtsinnigen Tänzerinnen, von Sängerinnen und Schauspielern, die entgleist sind, von Szenen, die sich hinter den Kulissen sollen zutragen, und von den schrecklich verdorbenen Ballett- und Theaterkindern? Woher diese Leute nur all das wissen?

Ja, die Bühne ist, das bestreitet wohl niemand, ein schlüpfriger Boden, als manch ein anderer, aber er ist nicht so, daß viele, die auf ihm wandeln, nicht könnten aufrecht bleiben und erhobenen Hauptes darüber hinschreiten. Und wer auf besonders glattem Boden nicht gleitet und feste Haltung bewahrt, der kann verlangen, daß man ihm doppelte Achtung entgegenbringt!

Wir Bühnengehörigen stehen meist zwischen zwei Alternativen — ob wir an Erfolg und Eitelkeit uns genügen und berauschen lassen, oder ob ethisches Wollen unser Können durchdringt,“ sagte mir einmal eine junge Schauspielerin. „Bei ersterem verlieren wir uns selbst, letzteres macht uns ernster als andre Menschen, denn wir müssen uns, scharf anstrengend, täglich in Lebensprobleme versenken, welche diese kaum dem Namen nach kennen.“

Was nun die Theaterkinder anbelangt, so ist das ein Punkt, der einem allerdings innerlich zu schaffen machen kann: Erwachsene mögen über sich selber verfügen, über die Kleinen wird verfügt, und ich verstand den Standpunkt einer frommen Frau, die hauptsächlich aus diesem Grunde sich das Theatergehen ver sagt.

„Mein Gewissen erlaubt mir nicht, dazu beizutragen, daß solch junge Geschöpfe zu eiligen Schaustellungen benutzt und in versuchungsvolle Bahnen gedrängt werden!“

Das ist ein Gedanke, der, ohne daß man sentimental ist, einem manchmal bedrücken kann, wenn man diese Schauspieler und Tänzer en miniature, in allerdings oft reizender Weise, aber zu später Stunde, wo Kinder schon längst ins Bett gehören, in ihren lustigen, duftigen Gewändern mitwirken sieht, und wenn man an die Gefahren denkt, denen sie ausgesetzt sind. Einigermassen beruhigend klang mir deshalb, als obige Schauspielerin, mit der ich über diese Bedenken sprach, sagte:

„Was wollen Sie? Wir sind alle auch einmal Theaterkinder gewesen, und zwar zu einer Zeit, wo man noch nicht so fürsorgend an die einzelnen dachte wie jetzt. Ich gestehe, daß die wilde, exzentrische kleine Bande hinter den Kulissen oft tolle Streiche machte, und manchen darunter mag es nicht gut bekommen sein, daß sie schon so frühe Schein und Schminke und allerlei andres kennen lernten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß jede Kunst schon frühe gepflegt sein will. Solange wir die Welt auf der Bühne darstellen, brauchen wir auch Kinder dazu, und meine Erfahrung ist die, daß auch hier, gerade so wie im Leben, bald eine Sichtung vorgeht. Schon die Kleinsten, sofern sie Talent haben, begeistern sich, und wo Begeisterung ist, da fängt Ernst und Arbeit an. Tüchtig arbeiten und sich anstrengen und gehorchen müssen diese lächelnden, schwebenden Genien und Englein, so daß zum Allotriatreiben weniger Zeit übrig bleibt, als auf der Gasse mit den oft auch nicht tadellosen Spielgenossen. Außerdem wird jetzt in allen besseren Theatern für aufsichtsführende Frauenzimmer gesorgt, und nicht selten sieht man ein Häuflein Eleven oder florbelleideter Kinderlein in den Zwischenpausen beisammen sitzen, stridend, häfelnd oder gar Aufgaben machend!“

Viel über dieses Thema erzählte mir ein junges Mädchen, das vom vierten bis zum dreizehnten Jahre Ballettkind gewesen. Sie gehörte nicht zu den Talentvollen, hatte keine Freude am Tanzen, mochte lieber lernen, war deshalb selig, umfatten zu dürfen, und hat es nun zur wohlbestellten Telephonistin gebracht. Auch eine zweite Schwester von ihr wurde auf ihren großen Wunsch aus der Ballettschule genommen, und beide Schwestern fühlen sich sehr glücklich darüber, nachdem sie mir manches von den Mißständen dort geschilbert. Um so überraschter aber war ich, wie die ältere, ein tieferntes und denkendes Mädchen, mir erklärte, ihre Ansicht sei aber trotzdem, daß die dritte der Schwestern nur ruhig Balletttänzerin werden solle.

„Die hat die Gaben dazu und deshalb die Freudigkeit, die uns fehlt. Wir wären wahrscheinlich auf unrichtige Wege gekommen, denn wo die Freude am

Beruf fehlt, da sucht man sie wo anders. Die Hauptsache, nicht wahr, ist doch, daß jeder was Tüchtiges da, wo er gerne schafft, leistet, und die Bertha wird dort eher noch brav bleiben als beim Nähen oder in einem Dienst!“

Und da fällt mir noch eine diesbezügliche Geschichte ein: Zu dem in weiten Kreisen bekannten Pfarrer und Seelenarzt B. kam einst die gefeierte Soubrette eines größeren Theaters. Sie erzählte, daß sie durch ernste Schicksale und Bibellefen die Nichtigkeit ihres Lebens habe einsehen lernen, und unter Thränen sagte sie, daß es ihr dünke, sie vermöge nicht mehr Erkenntnis und Beruf zu vereinigen.

„Aber was soll ich thun? Ich kann nichts andres mehr lernen, dazu bin ich zu alt, und habe doch eine Familie zu ernähren? Das Beste wäre, ich würde sterben, um aus solchen Skrupeln und Widersprüchen herauszukommen,“ schloß sie mit Schluchzen.

„Schämen Sie sich ob Ihres Kleinmuts und bleiben Sie ruhig das, was Sie sind!“ sagte B. „Mit Gott im Herzen wird jeder Beruf geadebt. Wenn er so aufgefacht wird, giebt's keine Eitelkeit und Unruhe mehr!“

Und nun zum Schluß nochmals ein Wort von Goethe als Antwort auf die so oft aufgeworfene Frage: Warum wird nicht mit aller Macht darauf hingearbeitet, daß das Theater und sämtliche Stüde, die dort gegeben werden, veredelnd und verbessernd auf die Menschheit einwirken. Es heißt:

„Ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, das hieße ihm sein Handwerk verderben!“

„Tanten.“

Novelle

von

E. Schroeder.

(Schluß.)

„Aha!“ lachte die Frau Postsekretär. „Sie — und eine alte Jungfer werden? Nein, Fräulein Visbeth, nein, das können Sie meiner Menschenkenntnis glauben, dafür sind Sie nicht geschaffen. Wenn irgend eine, so werden Sie in der Ehe Ihr Glück finden — in der Ehe mit meinem Arthur. Es schickt sich ja eigentlich nicht, daß ich, seine Mutter, ihn herausstreiche, aber daß er mir nie eine trübe Stunde gemacht hat, darf ich wohl sagen, und aus einem idealen Sohn wird auch ein idealer Gatte.“

Hierauf hatte die vor Angst und Aufregung zitternde Visbeth nichts zu erwidern, und die enthusiastische Fürsprecherin fuhr fort: „Arthur wird Sie auf den Händen tragen, Ihnen jeden Wunsch an den Augen ablesen, und wir alle werden darin mit ihm wetteifern. Bis jetzt — ohne Ihren Tanten zu nahe treten zu wollen — haben Sie, armes Kind, ja eine ganz betrübte Existenz geführt. Du lieber Himmel! wenn das so weiter gehen sollte, Sie würden alt, bevor Sie jung gewesen sind.“

Der leise Seufzer, der hier, Visbeth selber unbewußt, über deren Lippen schlüpfte, entging der Rednerin nicht, und in der Ueberzeugung, gegen das allzeit fägliche, dumme Ganschen bereits gewonnenes Spiel zu haben, hub sie tröstlich wieder an:

„Doch es soll nicht so weitergehen. Von heute an beginnt für Sie ein neues Leben, liebste Visbeth. Als meines Arthurs Braut, als meine zukünftige teure Schwiegertochter führe ich Sie in meinen Bekanntenkreis ein, und Sie sollen sehen, es wird Einladungen regnen. Sie werden von einer Gesellschaft in die andre, von einem Ball auf den andern fliegen.“

Nicht bezweifelnd, daß sie nach dem letzten Röder, den sie ausgeworfen, ihren Goldfisch an der Angel halte, wandte sich die Postsekretärin zu ihrem Sohn, der, bei weitem feinfühlicher als sie, während sie sein Lob gesungen, Qualen der Verlegenheit ausgestanden hatte, und führte ihn mit theatralischer Gebärde vor Visbeth hin.

„Da ist er,“ sagte sie, ein Schluchzen markierend, „mein Einziger! Werden Sie ihm eine gute Frau, Visbeth, und —“

„Aber ich kann ja nicht,“ rief Visbeth zurückweichend, so weit das Terrain erlaubte, „ich habe es Ihnen ja schon gesagt, es ist mir nicht möglich!“

„Fräulein Visbeth!“ jammerte der unglückliche Jüngling.

„Ganz gewiß, es ist mir nicht möglich, Herr Arthur. Es thut mir ja so leid, und ich bin Ihnen so dankbar für die gute Meinung und der Frau Postsekretär auch, aber —“

„Wenn Sie sich's noch überlegten, Fräulein Visbeth? Ich bin ja bereit zu warten — zu warten, bis —“

„Es wird nichts nützen.“

„Ach Gott, man kann doch am Ende nicht wissen —“

„Ich weiß es, Herr Arthur, ich weiß es gewiß.“

Er sah sie an mit dem Blick eines jungen Hundes, dem man einen Stein umgehängt hat, um ihn zu ersäufen; dann beugte er dem Schicksal sein Haupt und schlich davon.

Aber die Frau Postsekretär blieb zurück. Sie hatte, als ihr Theatercoup fehlgeschlagen war, einen ihrer in der Familie sehr gefürchteten Wutanfälle bekommen. Dann schoß ihr das Blut zu Kopfe, es klommerte ihr vor den Augen, brauste ihr in den Ohren, die Stimme blieb ihr in der Kehle stecken, und sekundenlang war sie zu nichts fähig, als mit den Händen herumzufucheln und nach Luft zu schnappen. Dann kamen Worte, so wie jetzt.

„Arthur,“ kreischte sie, „du bleibst!“

Allein Arthur ließ sich nicht halten, und so schoß sie denn wie eine Furie auf Visbeth zu.

„Sie schändliches Geschöpf!“ schrie sie. „Also hinter all dem Erröten und Gethue hat nichts als Heuchelei und Bosheit gesteckt? Zum Narren haben Sie ihn, meinen Sohn zum Narren gehalten? Sie abgefeimte Kokette! Sie Kunstretterbirne! Das sollen Sie mir büßen! Lassen Sie Ihre Tanten nur zurückkommen, ich will ihnen ein Licht aufstellen, ihr blaues Wunder sollen sie erleben. Ja, das sollen sie! Ich weiß Bescheid von Ihrem Herumtreiben auf dem Jahrmarkt mit der Dienstmagd und von Ihrer Viebele mit dem Maler. Ja, reißten Sie nur die Augen auf, Sie Dummäuserin, Sie stilles Wasser, Sie —“

Hier schnitt ihr ein kräftiges Räuspfern das Wort ab, und wie sie heftig herumfuhr, sah sie sich Herrn Sievers gegenüber.

„Ah, die Frau Postsekretär? Welche Ueber raschung,“ begann dieser mit schöngespielter Harmlosigkeit. „Ich höre da von weitem eine Stimme, und —“

Ohne den Schluß seiner Erklärung abzuwarten, mit einem Wutblick stürzte sie an ihm vorüber, dem Hause zu.

Schmunzelnd sah er ihr nach, bis sie an einer Wegbiegung verschwunden war, dann, sich zu der völlig verstört dastehenden Visbeth wendend, äußerte er schadenfroh:

„Ist 'ne alte Gistkröte, Fräulein Visbeth, aber Sie brauchen keine Angst zu haben, bei Ihren Tanten gelte ich auch noch was.“

Die letzten Worte machten es Visbeth klar, daß er überhört hatte, was das wütende Weib gesprochen. Das heiße Rot der Beschämung stieg ihr in die Wangen, und hastig sehte sie sich in Bewegung.

„Halt, hier geht's hinein!“ rief er, als sie an der offenen Gasthausthür vorüber wollte.

„Ich will fort,“ stammelte sie, ohne ihren Schritt zu hemmen.

„Ach gut,“ entgegnete er gemächlich, „dann nehmen Sie mich mit.“

Da stand sie erschrocken still. „Aber Ihre Frau Schwester,“ gab sie ihm zu bedenken, „sie kann doch unmöglich allein —“

„Jenny ist längst über alle Berge, hat sich Bekannten angeschlossen.“

„Ich — möchte Sie doch lieber nicht bemühen.“

„Ich bitte Sie! Ist ja 'n Vergnügen. Will auch wetten, daß Jenny ihren Weg noch besser allein fände wie Sie, Fräulein Visbeth. Sind ja zum ersten Male hier.“

„Geht's nicht immer geradeaus?“

„Aha! Immer geradeaus! Das ist naiv! Nein, kommen Sie man her, Fräulein Visbeth, ich liefere Sie in 'ner kleinen Stunde wohlbehalten in der Villa ab.“

Da mochte sie nicht länger widerstreben. Es gewährte ihr auch einige Beruhigung, als sie, aus dem Wirtsgarten tretend, sich verschiedene Menschengruppen am Rande der Moorniesen hinbewegen sah. „Ich werde wenigstens nicht ganz allein mit ihm sein,“ dachte sie und that ihr möglichstes, der letzten Gesellschaft nahe zu kommen.

Er meinte, man habe ja gar solche Eile nicht, lachte und scherzte über ihre Behendigkeit, doch sie ließ sich nicht irre machen, und als sie den Nachzügler glücklich auf den Fersen war, da fingen diese zu ihrer Erleichterung an, ihrer überquellenden Fröhlichkeit in Viedern Luft zu machen. Dadurch ward Herr Sievers zum Schweigen verurteilt, sie aber blieb ihren Gedanken überlassen.

Gräßliche, quälende, beschämende Gedanken waren es. „Ich weiß Bescheid,“ hatte die wütende Frau gesagt, „um Ihre Viebele mit dem Maler.“ Wie ein Hieb in das Gesicht hatten die Worte sie getroffen, sie hatte sich dagegen auflehnen, der Nasenden die Lüge geben wollen, allein vergebens. Ein plötzlicher Schrecken war über sie gekommen, eine namenlose Angst.

Dieser Angst versuchte sie jetzt zu Leide zu gehen.

„Es ist ja nicht möglich,“ sagte sie sich. „Viebele — Liebe? Ich müßte es doch auch wissen, und ich weiß ja von nichts! Viebele — Liebe? Gern mag ich ihn ja, aber ich habe doch auch Tante Zulchen gern, und — und —“

Nein, außer ihrer Tante Zulchen hatte sie eigentlich



Copyright 1904 by E. J. Smith, Worcester, Mass.

„Schattenspiel an der Wand.“ Nach dem Gemälde von E. J. Smith.

niemand gern, und die hatte sie im Grunde auch ganz anders gern. Wenn Tante Julchen vor ihr auftauchte, dann hüpfte ihr nicht vor Wonne das Herz in der Brust, und wenn Tante Julchen zu ihr redete, dann verklärten sich nicht gleich Baum und Strauch und Blume und die ganze Umgebung, bis es ihr schien, als sei die Erde ein Paradies.

Gott — großer Gott! Sie, das Kunsttreiterkind, und er — der berühmte Maler! Woher hatte sie nur den Mut genommen, die ungeheure Verwegenheit?

Und daß andre wußten, was sie selbst nicht geahnt — diese Frau und — entsetzlicher Gedanke! — vielleicht auch er?

„So, Fräulein Visbeth, hier wäre nun ein kleiner Graben zu überspringen.“

Es war Herr Sievers, der sie mit dieser Bemerkung ihrer Verfunkenheit entriß.

Erst hatte sie Mühe, ihren Geist zur Stelle zu bringen; dann blinzelte sie erschrocken nach ihrem Begleiter hin, als fürchte sie, er könne ihr die compromittierenden Gedanken von der Stirn gelesen haben; darauf erst ward sie sich bewußt, daß heute nachmittag gar kein Graben zu kreuzen gewesen war.

„Wo sind wir?“ rief sie, ängstlich um sich schauend, „und wo sind alle die andern Menschen hingekommen?“

„Die jubilierten jetzt da drüben,“ antwortete er, nach rechts hinweisend. „Der Lärm war ja nicht mehr auszuhalten, übrigens ist dieser Weg auch der kürzeste.“

„Aber,“ stammelte sie, „der andre war — viel bequemer, und ich möchte wirklich lieber —“

„Fräulein Visbeth,“ unterbrach er sie im Ton des gekränkten Wiedermannes, „Sie wollen mir doch nicht etwa zu verstehen geben, daß Sie sich fürchten, mit mir allein zu sein?“ und als sie betroffen die Augen senkte: „Das wäre wirklich nicht nett von Ihnen, denn einen ergebenen Freund, wie ich bin, kann doch Ihre Familie nicht haben.“

Durch diese treuherzig klingende Rede ein wenig beschämt, folgte sie ihm nun über den Graben, ja, sie überwand sich sogar so weit, daß sie die Hand berührte, die er ihr hilfsreich bot. Drüben angelangt aber hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als sich die Finger verstopfen am Stoff ihres Kleides zu reiben; auch war sie im Weitergehen immerfort bemüht, ein paar Fußbreit Luft zwischen ihm und ihr zu lassen.

Hatte er vorhin notgedrungen geschwiegen, jetzt hinderte ihn nichts mehr am Reden, und so fuhr er denn, das Thema festhaltend, das er eben angeschlagen, fort: „Nein, und Sie persönlich auch nicht, Fräulein Visbeth, können's mir glauben. Was ich mir so ganz in der Stille schon für Mühe gegeben habe, Ihnen das Leben ein bißchen pläsiertlicher zu machen, davon haben Sie gar keine Ahnung.“

Er schnüffelte ein paarmal, anscheinend elegisch gestimmt in der Erinnerung an die eignen gutherzigen Absichten, und hub dann wieder an: „Das ewige Stricken, Nähen und Arbeiten, ich konnt's nicht mit-ansehen, aber es half mir leider gar nichts, wenn ich zu den lieben Tanten sagte: Fräulein Visbeth, die müßte mal ins Theater oder ins Konzert oder auf 'nen Ball.“ Jede einzelne hatte ihre besonderen Gründe dagegen, und die dicke Postsekretärin, die ja wohl Angst haben mochte, Sie würden ihre spindeldünne Agnes ausstechen, half auch immer abrat. Ein verwünscht intrigantes Frauenzimmer, die Weber, das hat sich — hahaha! — vorhin mal wieder gezeigt. Ein allerliebster Geschäftchen, das sie da im Sinn hatte! Tausend nochmal, ich wußte nicht, was ich zu hören bekam. Hätten ihr nur ins Gesicht lachen sollen, Fräulein Visbeth, wäre ihr recht geschehen. Das schönste Mädchen weit und breit für ihren Schafstopf von 'nem Arthur lapern zu wollen! Ist nichts, hat nichts und kann nichts, der Bengel! Nein, wenn Sie heiraten wollen, dann suchen Sie sich 'nen andern aus — was, Fräulein Visbeth?“

Er brachte ihr bei dieser Frage sein schiefes Gesicht so nahe, daß sie seinen alkoholduftenden Atem spürte. Von Ekstase erfaßt, preßte sie die Lippen zusammen und drehte den Kopf weg.

„Was, Fräulein Visbeth?“ wiederholte er lauernd. „Ich werde nicht heiraten!“ stieß sie hervor.

„Hahaha!“ lachte er. „Nicht heiraten? Das wäre noch schöner. Ree, Fräulein Visbeth, das sagen Sie jetzt man so, weil die Dide Sie rabiart gemacht hat, aber wenn der Rechte kommt, dann machen Sie's wie andre Mädchen auch, das sollen Sie mal sehen. Freilich so 'n Hans Habenichts wie der Webern ihr Arthur braucht sich nicht zu melden, 'n rechter, solider Mann muß es sein, der 'n Haus und 'nen Hof und ordentlich Geld im Sack hat — was, Fräulein Visbeth?“

Statt aller Antwort beschleunigte sie nur ihre Schritte, im Leben war ihr nicht so bang gewesen.

„Ja, das kennen Sie so noch nicht,“ fuhr er behaglich schmunzelnd fort, „sind ja immer 'n bißchen knapp gehalten worden, aber das sollen Sie mal erleben, was das für 'n Pläster ist, wenn Sie bloß in die Tasche zu greifen brauchen, um sich alles zu leisten,

wonach Ihr Sinn gerade steht — 'n hübsches Kleid, 'nen neuen Hut, 'ne schöne Reise im Sommer. Möchten Sie wohl reifen, Fräulein Visbeth?“

Sie bejahte mit raschem Kopfnicken, um die fatalen Augen, die sich ihr wieder zugekehrt hatten, aus ihrem Gesichtskreis loszuwerden.

„Wollte ich auch meinen,“ nickte er, „Schweiz — Italien — ist ja was Großartiges!“

Eine kurze Pause, dann begann er blinzeln wieder: „Wenn ich nun — hm! — so 'ne nette, solide Partie für Sie wüßte, Fräulein Visbeth? 'nen wohlhabenden, gutherzigen Menschen — 'ne Seele von Kerl, der Sie auf Händen tragen würde, so einen — hm, hm! — wie ich bin zum Beispiel?“

„Er ist betrunken,“ dachte sie und ging nicht mehr, sondern lief.

„Hallo!“ rief er lachend hinter ihr drein. „Man nicht so ungestüm, da kommt 'n Feldthor. Ree“ — als sie sich anstrengte, dieses zu heben — „da brauchen Sie sich keine Mühe zu geben, das bringen Sie mit Ihren zarten Patschhändchen nicht in die Höhe. — Donnerwetter! bringe ich ja selbst nicht fertig,“ überzeugte er sich, als er es, neben ihr angelangt, mit der eignen Kraft versucht hatte, „ist ja bombenfest, hängt 'n Schloß daran. Da müssen wir schon überklettern. Warten Sie, lassen Sie mich man voran, Fräulein Visbeth, ich helfe Ihnen dann.“ Damit war er auch schon über das Thor gestiegen.

Was nun seiner Schwerfälligkeit so leicht gelungen, wäre ganz gewiß für sie kein Kunststück gewesen, aber der Widerwille gegen seinen Beistand, die Angst, mit der feuchten, fleischigen Hand in Verührung zu kommen, die er ihr bot, machten sie ungeschickt in ihren Bewegungen. So kam es, daß sie beim Abspringen von dem Thore ins Straucheln geriet und dem breitspurig Dastehenden in die Arme stürzte.

Im Nu hatten sich diese Arme um sie geschlossen. Sie fühlte sich gegen des Menschen Brust gepreßt, fühlte seinen Schnurrbart über ihre Wange streichen, wußte, daß im nächsten Moment seine eckeln Lippen die ihren berühren würden, da gab die Todesangst ihr übermenschliche Kraft. Sie rang mit ihm wie eine Verzweifelte, riß ihre Hände los, stieß ihn gegen die Brust, daß er zurucktaumelte, und lief dann, was sie laufen konnte.

„Halt!“ schrie er, „halt, Fräulein Visbeth! Es war ja bloß Spaß, — warten Sie doch, Fräulein Visbeth, ich thue Ihnen ja nichts.“

Aber sie lief und lief. Was noch von Hindernissen da war in Gestalt von Hecken und Gräben, die wahn-sinnige Angst half ihr darüber hinweg, und als plötzlich dicht vor ihr der Wald auftrug, der Wald, der ihr sonst schon in heller Mittagsstunde bange machte, da rannte sie ohne Besinnen hinein und dann vorwärts, blindlings vorwärts, bis sie, von einem schmetternden Schlag vor die Stirn getroffen, plötzlich bewußtlos zusammenbrach.

Zwölftes Kapitel.

„Herr du meines Lebens! Da kommt sie ganz pomadig angegangen, und die liebe lange Nacht steht das Haus all auf'm Kopf ihretwegen, die eine rennt hier, die andre rennt dahin, und zu Bett is niemand gekommen.“

Mit diesen Worten ward Visbeth am nächsten Morgen am Kücheneingang der Villa empfangen.

„Ach, Sophie!“ seufzte die bleich und erschöpft Anlangende. „Es thut mir ja so leid, daß Sie sich meinewegen geängstigt haben —“

„Ree, so war's nicht gemeint,“ ward sie lachend unterbrochen, „Sina und ich, wir nehmen das nicht so genau, aber unsre Mädchen — ja, reißen Sie nur die Augen auf! — sind wieder da.“

„Die Tanten?“ stammelte Visbeth.

„Jawohl, wir kriegten auch 'nen blaffen Schrecken, als um Mitternacht die Hausglocke an zu bimmeln fing. Sie hatten sich am Bahnhof 'ne Droische genommen. Na, und kaum waren sie zur Thür herein, da ging der Spektakel auch schon los. Sina ihr Bruder, der war 'n hübschen dagewesen und, hatte geraucht. Na, Fräulein Annchen dies natürlich gleich 'rausgeschlüffelt und 'nuntergestürzt. Der Fröh, der hatte sich schnell im Kohlenkeller verstopfen — war man noch 'n Glüd — so kriegte sie 'n wenigstens nicht zu sehen, aber 'n Heidegeschimpfe gab's doch, und wie sie damit fertig ist, da fragt sie nach Ihnen, und wie wir sagen, Sie sind mit Postsekretärs nach Kampen, da schreit sie: „Das is nich wahr,“ und Fräulein Malchen, die rennt gleich zum Hause 'naus und über 'n Weg, um nachzufragen, und nach 'ne kleine halbe Stunde, da kommt sie wieder mit 'nem ganzen Pack voll Lügen über uns und über Sie, die ihr die Webern aufgebunden hat. Na, über uns konnten sie ja gleich herfallen, und sie hatten uns bald so weit, daß wir beide kündigten. Als wir dann draußen waren, kamen Sie an die Reihe, und Fräulein Malchen, die räsionierte so laut, daß wir's auf der Treppe hören konnten — 'ne Liebchaft sollten Sie haben mit 'nem Maler!

Fräulein Visbeth und 'ne Liebchaft! Wir mußten uns die Schürzen in den Mund stopfen, um nicht 'rauszuplagen, aber Fräulein Malchen, die glaubte es bombenfest, und Fräulein Annchen auch, nur Fräulein Julchen, die wollte nichts davon wissen, aber sie konnte gegen die andern beiden nicht an. — So? Sie wollen stantepeh hinauf? Na, dann sehen Sie man zu, daß sie Ihnen den Kopf nicht abhacken.“

Von diesem Redefluß begleitet, war Visbeth bis an den Fuß der Treppe gelangt. Die Hand gegen die schmerzende Schläfe gepreßt, stieg sie langsam hinauf. Vor der Thür des Wohnzimmers zögerte sie einen Moment, dann, unter bangem Herzklopfen, trat sie ein. Nur ihre beiden älteren Tanten waren anwesend. „Ha, da ist sie!“ rief Annchen, wütend von ihrem Stuhl aufstehend.

„Guten Morgen, Tante Annchen,“ begann Visbeth mit zitternder Stimme, „es thut mir schrecklich leid, zu hören —“

„Leid?“ ward sie hohnlachend unterbrochen. „Leid thut's ihr — hörst du's, Malchen? Führt sich standlos auf, macht uns zum Gespött der Leute, und dann meint sie —“

„Halt!“ fiel der in feisendem Ton Redenden das würdiger Malchen ins Wort, indem es mit strenger Richterminne auf dem gewaltigen Kanapee Platz nahm. „Daß sie uns erst einmal sagen, woher sie kommt!“

„Ja,“ nickte Annchen. „Woher in aller Welt —?“

„Annchen, ich fände es richtiger, wenn du dich sehest,“ erklärte Malchen.

„Ach was,“ kopfschüttelte die andre ärgerlich, „du bist 'ne phlegmatische Natur, mich aber machen diese Dinge toll, und stillsitzig, wenn man aus der Haut fahren möchte, das ist 'ne Unmöglichkeit. — Also“ — hier wandte sie sich mit drohender Miene an die Angeklagte — „leht, eins — zwei — drei — heraus damit! Wo hast du dich die ganze Nacht herumgetrieben?“

„Im Wald,“ antwortete Visbeth leise, „ich hatte mich verirrt, und —“

„Das ist nicht wahr,“ schrieen beide Tanten wie aus einem Munde.

Im selben Moment aber öffnete sich die Thür des anstößenden Schlafzimmers, und Fräulein Julchen schob ihr unfriertes Haupt herein. „Es wird schon wahr sein,“ sagte sie, „gelogen hat sie nie. — Guten Morgen, mein Herz! Laß dich nicht einschüchtern — Aber mein Gott, wie siehst du denn aus,“ unterbrach sie sich bestürzt, „deine Stirn blutet ja!“

„Jetzt nicht mehr, liebe Tante Julchen,“ entgegnete Visbeth, deren Augen sich mit Thränen füllten, „nein, du brauchst dich nicht zu ängstigen. Ich war mit dem Kopf gegen einen Baumstamm gerannt. Darüber verlor ich das Bewußtsein, und als ich wieder zu mir kam, war der Mond fort und eine solche Finsternis, daß ich mich nicht wieder zurechtfinden konnte —“

„Wenn das nicht das infamste Lügengewebe ist —“ fuhr Annchen auf.

„Stille!“ kommandierte Malchen, der es sarkastisch um die Lippen zuckte. „Laß sie nur weiter erzählen! Vielleicht, daß wir dann auf Umwegen dahinter kommen, was sie bei nachtschlafender Zeit im Walde zu suchen hatte.“

„Ich kam doch von Kampen, Tante Malchen,“ erwiderte das arme, bedrängte Kind.

„Kam doch von Kampen!“ wiederholte Annchen persiflierend. „Als ob's gar nichts Selbstverständliches geben könnte! Was hattest du in Kampen verloren? Das verlangen wir zu wissen! Wie durstest du dir überhaupt erlauben, in unsrer Abwesenheit die unabhängige junge Dame zu spielen, Einladungen anzunehmen und —“

„Das hattet ihr mir ja erlaubt, Tante Annchen.“

„Wir?! Nun hört aber alles auf.“

„Ich — ich hatte es ihr erlaubt. Sie sollte auch mal ein bißchen von ihrem Leben haben — ja, das sollte sie!“

Diese Erklärung war in ziemlich trozigem Ton von Fräulein Julchen abgegeben worden; als sich ihr nun aber zwei bodenlos empörte Gesichter zuteilten, hatte sie Eile, von der Bildfläche zu verschwinden.

Eine kurze Pause entstand, während welcher Fräulein Annchen unartikulierte Zorneslaute von sich gab und Fräulein Malchen die Lippen fest zusammengekniffen hielt; dann erkundigte sich lechtere harten Tones:

„Warum lehrtest du nicht mit Postsekretärs zurück?“

„Ich konnte nicht,“ antwortete Visbeth nach einigem Zögern.

„Das heißt du wolltest nicht?“

„N—ein, ich wollte auch nicht.“

„Da haben wir's ja,“ schrie Annchen, „sie konnte es amüsanter haben, hatte sich diesen —“

„Ich bitte dich, laß mich das Verhör fortsetzen,“ flehte Malchen, „wir kommen sonst nie hinter die Wahrheit!“ Dann zu Visbeth gewandt: „Also alle in willst du die Kampensche Wirtschaft verlassen haben?“

„Nein,“ antwortete Visbeth, „Herr Sievers ging mit mir.“

„Herr Sievers?“ wiederholte Malchen betroffen. „Ich wußte überhaupt nicht, daß er dort —“ „Und ich glaub's nicht,“ ward sie von Annschen unterbrochen. „Hätte Herr Sievers sie unter seinen Schutz genommen, so hätte er sie natürlich auch nach Hause begleitet.“

„Das ist wahr,“ nickte Malchen. „Herr Sievers hätte dich nimmermehr unterwegs verlassen.“

„Lisbeth schwieg.“

„Was hast du darauf zu entgegnen?“ verlangte Malchen stirnrunzelnd zu wissen.

„Ich verließ ihn,“ murmelte Lisbeth mit einem scheuen Blick auf die Fragestellerin.

„Aha, und warum?“

„Ich — mochte nicht mit ihm gehen.“

„Du mochtest nicht? Was soll das heißen?“

„Ich — fürchtete mich vor ihm.“

„Vor Herrn Sievers? Nun wird's aber zu toll!“ rief Malchen entrüstet, während Annschen ungeduldig sagte: „So glaube doch nicht, daß du jemals aus ihr die Wahrheit herausbekommst. Sie ist immer ein stilles Wasser gewesen. Als sie noch ein kleines Kind war, da sagte ich's schon: In der steckt die Mutter. Wenn wir sie nicht extra streng halten, so spielt sie uns ja wohl einen ordinarären Streich.“

„In der Hauptsache warst doch du dafür, daß wir sie hier allein ließen,“ grölzte Malchen.

„Nun ja, des Kostenpunkts wegen,“ gab Annschen ärgerlich zu, „und man denkt doch auch, daß man sich für all die Güte, die man auf solch ein Mädchen gehäuft, endlich von ihm einen Dankeslohn verdient hat.“

„Tante Annschen, ich habe mich so bemüht, es dir recht zu machen,“ versicherte Lisbeth schluchzend.

„Davon merkt man wahrhaftig nichts. In Haus und Hof steht alles auf dem Kopf. Das Rutschpferd hat ein Knie so dick wie ein Kürbis —“

„Das ist doch nicht meine Schuld!“

„In der Speisekammer fehlen zwei Schinken und vier Würste.“

„Wirklich?“ rief Lisbeth erblassend, „ich wußte doch nicht —“

„Natürlich, du weißt von nichts, aber die ganze Nachbarschaft weiß es. Wenn Lina ihren Bräutigam nicht auf unsre Kosten verpflegt hat, dann hat's Sophie gethan. Es ist ein Skandal.“

„Großer Gott! Davon müßte ich doch etwas gemerkt haben!“

„Vielleicht hast du auch nicht gemerkt, daß Sophie vorgestern mit dir auf den Jahrmarkt gegangen und erst gestern morgen heimgekehrt ist?“

„Sophie?“

„Ja, stelle dich nur ahnungslos! Uns täuschst du nicht. Wir wissen ja nun durch die Postsekretärin — gottlob! — Bescheid und —“

„Sie brach ab, denn die Thür öffnete sich plötzlich vor Herrn Sievers.“

„Verzeihung, meine Damen!“ rief der in höchster Erregung Eintretende. „Sie werden mein Klopfen überhört haben, aber es ließ mir keine Ruhe, ich mußte her und mich überzeugen. — Ha!“ unterbrach er sich, als sein ängstlich herumfahrender Blick das junge Mädchen entdeckt hatte, „da ist sie ja, Gott sei Dank!“

„Fräulein Lisbeth, wie konnten Sie mir das antun? Wissen Sie, daß ich den ganzen Wald nach Ihnen durchsucht habe?“

Die Schwestern hatten einen erstaunten Blick gewechselt.

„Es ist also wahr, daß Lisbeth zugleich mit Ihnen Kampen verlassen hat?“ erkundigte sich Annschen.

„Gewiß,“ nickte Herr Sievers, dessen Augenlein unruhig zwischen Lisbeth und Fräulein Malchen hin und her irrten. „Wir spazierten ungemeinlich nebeneinander hin. Ich schwachte ihr ein bißchen Konsens vor, um sie für die gehabte Aufregung zu entschädigen, da auf einmal — der Himmel mag wissen weshalb — läuft sie mir davon.“

„Sie will sich vor Ihnen gefürchtet haben.“ Fräulein Malchen gab diese Erklärung mit einem so spöttischen Achselzucken, daß dem Wiedermann eine Zentnerlast von der Seele fiel.

„Gefürchtet?“ wiederholte er in gekränktem Ton. „Gefürchtet — vor mir? Ach, Fräulein Malchen —“

„dies mit einem schwärmerischen Augenverdrehen — daß ich mir die rechte Hand abschläge, bevor ich Ihrer Richte auch nur ein Härchen krümmte, das wissen doch Sie am besten.“

Malchen nickte verschämt errötend; er aber fuhr, sich zu Lisbeth wendend, mit edlem Pathos fort: „Sie thaten mir unrecht, Fräulein Lisbeth, bitter unrecht, aber ich lege Ihnen das nicht zur Last. Es ist ja am Ende kein Wunder, daß Sie sich nach der Scene mit der Postsekretärin in nervös überreiztem Zustande befanden.“

„Was war denn das für eine Scene?“ verlangten Annschen und Malchen wie aus einem Munde zu wissen.

„I — was!“ machte Herr Sievers überaus rasch. „Hat Ihnen denn Fräulein Lisbeth noch gar nicht

mitgeteilt, daß sie von jener Frau förmlich mit Schmähungen überschüttet wurde, weil sie sich weigerte, ihren Geliebten von einem Sohn zu heiraten?“

Und nun begann er den staunend Aufhorchenden den Auftritt im Kampenschen Garten zu schildern.

Lisbeth aber stahl sich leise hinaus. Ihr Feind hatte ihre Verteidigung übernommen, er würde sie von dem Verdacht der Lüge reinigen, aber — was war damit für sie noch viel gewonnen? Die beiden Tanten, die ihr nie geneigt gewesen waren und die in der Postsekretärin immer eine Art Abgott gesehen hatten, würden die Entfremdung, die zweifellos jetzt zwischen ihnen und jener eintrat, ihr zur Last legen, sie wußte das im Voraus.

„Sie hassen mich jetzt,“ dachte sie, während sie aus der Veranda in das Freie trat, „sie werden mich noch mehr hassen. Tante Julchen wird ewig für mich zu kämpfen haben, und dadurch verbittere ich dann auch ihr das Leben. Ach, ich unglückliches Geschöpf!“

Das thränenvolle Auge am Boden, schritt sie den Blumenpfad entlang, der nach dem Hühnerhofe führte, als ein ihr hastig entgegenkommender Schritt sie aufsehen machte. Ein Schreckenslaut entfuhr ihr, als sie den Maler erkannte. Sie wollte sich zur Flucht wenden, aber da stand er ihr schon im Wege.

„Fräulein Lisbeth,“ flehte er, „seien Sie barmherzig, laufen Sie mir nicht wieder fort! Sehen Sie, seit vorgestern Abend — aber davon später. Ich höre zu meiner Bestürzung von Hochbaum, daß Sie heute nacht im Walde verirrt waren — ja, daß Ihnen dort sogar ein Unfall zugestoßen ist?“

„O, ich war nur gegen einen Baum gelaufen,“ entgegnete sie mit tiefgefunter Stirn und glühenden Wangen.

„Nur?! Als ob das nicht schlimm genug wäre — und überhaupt — welche Angst Sie ausgestanden haben mögen?“

„Es wird ja nun nicht wieder passieren,“ murmelte sie, „die Tanten sind zurückgekehrt.“

„So? Hm! Das ist ja am Ende ein Glück, obgleich — den werten Damen kann es jederzeit einfallen, wieder davon zu reiten und Sie hier allein und unbeschützt zu lassen, aber das darf nicht sein — nein, das leide ich nicht! Fräulein Lisbeth?“

„Ja?“ hauchte sie, die Hand auf das Herz gepreßt, denn die seltsame Unruhe in seinem Wesen teilte sich ihr mit.

„Fräulein Lisbeth, nehmen Sie's nicht übel, wenn ich wieder mal unverschämte werde, aber da lebt hier in der Gegend so ein junger Mensch, der mit Gedichten um sich wirft, daß es nur so hagelt — machen Sie sich was aus dem?“

„Ach nein,“ antwortete sie mit fast zornigem Kopfschütteln.

„Hurra! — Halt! Nein, so weit sind wir ja noch nicht, erst muß ich die Unverschämtheit noch ganz auf die Spitze treiben. Also, Fräulein Lisbeth, bitte — thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie mir, wie der Glückspilz beschaffen sein mußte, aus dem Sie sich unter Umständen wohl was machen könnten.“

Statt aller Antwort schlug sie beide Hände vor das glühende Gesichtchen.

Da lachte die helle Glückszuversicht ihm aus dem Auge, und sich an ihr kleines Ohr beugend, sehte er hinzu: „Ob Sie wohl bereit wären, ihm die Hand zu reichen, wenn er so ausfähe wie — hm! — meine Wenigkeit?“

Sie gab immer noch keinen Laut von sich, aber von dem Aufruhr in ihrer Brust zeugte ihr heftiges Atmen.

„Ob Sie's dem armen Knauz wohl zuliebe thäten, Fräulein Lisbeth?“

„Sie vergessen,“ rang es sich da mit einem leisen Aufschluchzen zwischen ihren zitternden Fingern hervor, „daß mein Vater ein Kunstreiter —“

„Ach richtig!“ erinnerte er sich, „damit hätte ich ja eigentlich anfangen sollen. Ein zu tolles Mißverständnis, das ich da verursacht habe, wie's scheint. Laufe spornstreichs davon, weil mich die Eifersucht auf den jungen Musesohn gepackt hat, und Sie halten mich für närrisch genug, Ihnen den Verus Ihres Herrn Vaters vorzuwerfen. — Wissen Sie, daß ich, durch seine Kunst hingerissen, mich eine ganze Zeit lang mit der Absicht getragen habe, Schulreiter zu werden, wie er?“

„Sie?“ Lisbeth ließ die Hände sinken und sah ihn groß und staunend an.

„Ja, unsrer ganzen Klasse hatte er es angethan. Ein unübertroffener Reiter. Das Pferd that Wunder unter ihm.“

„Er war also gar nicht wie — wie —“

„Die ordinären Jahrmarttsakrobaten von Großbären?“ lachte Eberhard. „Ich glaube gar!“

„Ja — mit verzehrender Angst im Blick — ja, er denn auf dem Pferde?“

„Natürlich sah er darauf wie jeder andre Gentleman, nur unvergleichlich besser und zeigte der staunenden Welt, was seine Dressur über das Tier vermochte.“

Wie ein Bleigewicht fiel es ihr von der Brust, man merkte es an ihrem tiefen Aufatmen.

„Und nun bekomme ich endlich meine Antwort, nicht wahr?“ bettelte er.

„Ach, ist's denn wirklich kein Traum?“ fragte sie leise.

„Die schönste Wirklichkeit ist's, wenn Sie nur wollen.“

„Immer bei Ihnen sein,“ murmelte sie, während ein seliges Lächeln ihr holdes Antlitz verklärte, „immer bei Ihnen?“

„Lisbeth!“ jauchzte er auf.

„Lisbeth!“ erscholl es gleichzeitig vom Hause her, und in Nebelkappe und Pelzmantel, eingebündelt wie Nanzen auf seiner Nordpolfahrt, kam Fräulein Julchen die Stufen der Verandatreppe herunter. Die Angst, die junge Richte möge sich aus Verzweiflung über all die harten Anklagen ein Leid anthun, hatte ihr in die Kleider geholfen.

„Gott sei Dank!“ rief sie, als sie schon von weitem ein blaues Kleid durch die Büsche schimmern sah. „Da bist du ja. Komm nur heraus aus deinem Versteck, Lisbeth! Es hat sich alles aufgeklärt. Herr Sievers —“

Hier hatte sie, um eine Ecke biegend, plötzlich ein selig Hand in Hand dastehendes Paar vor sich, und momentan streifte ihr Verstand.

„Aber — aber,“ stotterte sie dann heraus, „wer — in aller Welt —“

„Kennst du denn Herrn Hoffmann nicht, Tante Julchen?“ erkundigte sich die glückstrahlende Lisbeth.

„Herrn Hoff?“

„Ihr habt doch immer so viel von ihm und seinen Bildern gesprochen.“

„Eberhard Hoffmann?“ schrie die aus den Wolken Fallende.

„Zu dienen, gnädiges Fräulein,“ mischte sich fröhlich der Maler in das Gespräch, „Eberhard Hoffmann, der sich hiermit die Freiheit nimmt, Sie um Ihrer Richte Hand zu bitten.“

„Eberhard Hoffmann — der Sohn des Senators?“

„Stimmt auffallend.“

„Und Sie — Sie wollen Lisbeth —?“

„Ja, und was noch viel herrlicher ist, Lisbeth will mich alten Kerl.“

Der Senatorssohn und berühmte Maler, der in ihrer kleinen Lisbeth den höchsten Schatz der Welt gefunden zu haben schien. Es war ein wenig zu viel für Fräulein Julchen. Es verwirrte ihr den Kopf. Sie vergaß völlig, daß man so etwas wie einen mütterlichen Segen von ihr erwartete, drehte sich auf dem Absatz um und rief, während sie eifertig dem Hause wieder zustrebte, mit offener Schadenfreude im Stimmenklang:

„Nun bin ich bloß begierig, was Malchen und Annschen sagen werden!“

Eberhard und Lisbeth folgten ihr.

Zwei aber, ein Kleiner und ein Großer, die schon geraume Zeit hinter dem Bretterzaun, der den Garten vom Hühnerhof trennte, aufmerksam beobachtend gestanden, drehten einander jetzt langsam die Gesichter zu.

„Wat seggst du nu?“ fragte vergnügt lachend Friß Hochbaum.

Sinnerl Kruse jagte gar nichts, er nickte nur und ging, still vor sich hinschmachtend, gemächlichen Schrittes an sein Tagewerk.

In der Haushaltungs-Akademie.

Eine Skizze nach dem Leben

von

A. Oskar Klausmann.

Mit einem Porträt und neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hugo Rudolph in Berlin.

Seit Jahrhunderten betrachteten die Frauen aller Stände die Hauswirtschaft als ihre ureigenste Domäne und als ihr eigentliches Arbeitsfeld. Die großen sozialen Veränderungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben auch auf diesem Gebiete Wandel geschafft, und merkwürdigerweise geriet gleichzeitig in den oberen und in den unteren Ständen das Haushalten und Wirtschaften gewissermaßen in Mißkredit. Die Industrie beeinflusste die unteren Stände. Die Mädchen gingen sofort, nachdem sie die Schule verlassen hatten, in die Fabriken, hatten nicht die mindeste Gelegenheit, etwas von Kochen, Wirtschaften und Haushalten zu lernen, und traten später ohne jede Kenntnis dieser dringend notwendigen Dinge in die Ehe, absolut unvorbereitet für die so wichtigen Aufgaben einer Hausfrau und Mutter. In den gebildeten Ständen trat die Frau in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehr aus der Einsamkeit der „Kaminate“ heraus in das öffentliche Leben. Den Frauen der gebildeten Stände erschloß sich zuerst die Kunst, später die Wissenschaft, und heute sehen wir die Frau auf allen sozialen Gebieten fast

ausnahmslos gleichberechtigt mit dem Mann. In den gebildeten Ständen war es besonders der junge Nachwuchs der Frauen, der dem Haushalten und Wirtschaften keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte und es geradezu für etwas Despektierliches hielt, sich den Kleinigkeiten des Haushalts zu widmen, die trotzdem von außerordentlichem Wert nicht nur für den Komfort, sondern auch für das Gedeihen der ganzen Familie sind.

Als man sich bei Beginn der achtziger Jahre, angeregt durch die Vortschritte Kaiser Wilhelms I., in den weitesten Kreisen der Gebildeten mehr und mehr mit der sozialen Frage zu beschäftigen begann, kam man zu der Einsicht, daß der weibliche Nachwuchs wieder mehr als bisher sich dem früheren Arbeitsfeld der Frau, der Hauswirtschaft, zuzuwenden habe, daß wenigstens ebensowenig die Arbeiterin wie die gebildete Dame auf diesem Gebiet ohne Vorbildung und Kenntnisse sein dürften. Es entstanden für die Töchter vermöglicher Klassen in größeren Städten Kochschulen, in denen von Lehrern und Lehrerinnen, die lediglich praktische Köche und Köchinnen waren und weder pädagogische noch wissenschaftliche Bildung besaßen, Unterricht gegen Bezahlung erteilt wurde. Von einem systematischen Unterricht konnte dabei keine Rede sein. Vina Morgenstern in Berlin war die erste, die in der Anstalt des Hausfrauenvereins eine Vertiefung beim Kochunterricht anzustreben suchte, indem sie Vorträge über Ernährung hielt. Auf sie folgte im Jahre 1885 die Fabrikbesitzerin Hedwig Heyl in Charlottenburg, die zum erstenmal für gebildete Damen höherer Stände eine Kochschule errichtete, und zwar deshalb, weil das Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin, dem die Dame angehörte, eine Kochschule für die Kinder aus den Gemeindefamilien zu errichten gedachte. Langsam, außerordentlich langsam brach sich die Idee, schon in der Schule den Mädchen Kochunterricht zu erteilen, Bahn. 1888 machte Kassel damit den Anfang. Es wurde dort erst ein Jahr probeweise der Kochunterricht in den Volksschulen eingeführt; dann wurde er obligatorisch. Es folgte Karlsruhe in demselben Jahre, wo durch den Einfluß der Großherzogin von Baden eine solche Schule errichtet wurde. Bald darauf fand die Idee in Stuttgart und in verschiedenen württembergischen Orten Realisierung, und in Süddeutschland verbreitete sich der Kochunterricht in den Volksschulen rascher als dies in Norddeutschland der Fall war. In den letzten Jahren ist auch hier ein Wandel eingetreten, und es giebt jetzt im Deutschen Reich mehr als zweihundert systematisch nach einheitlichem System ausgebildete Kochschulen, für welche natürlich gründlich und speziell ausgebildete Lehrerinnen für das Kochen und Haushalten notwendig wurden. Um diesem Bedürfnis abzuhelfen, wurde in Berlin durch das Pestalozzi-Fröbelhaus und durch Frau Kommerzienrat Heyl, die Gründerin der ersten systematischen Kochschule für gebildete Damen, ein „Seminar für Koch- und Haushaltungslehrerinnen“ errichtet. Es folgte dann ein Seminar in Kassel, ferner in Berlin der „Vereins- und Hausfrauenverein“, und jüngst hat der preussische Handelsminister eine staatliche Gewerbe- und Haushaltungs-

schule in Posen errichtet. Immerhin ist das erste Seminar in Berlin das Muster für die andern deutschen Institute geworden und hat auch in Schweden, Holland und in der Schweiz Nachahmung gefunden. Es wird nicht nur die Lehrerinnen, sondern auch

Ständen stammen. Von dem kleinen Schulmädchen, das aus der Arbeiterfamilie stammt, bis zur Gräfin und Prinzessin aus der Hofgesellschaft waren und sind alle sozialen Unterschiede unter den Schülerinnen vertreten, und man wird begreifen, daß schon um dieses

Unterschiedes willen der Unterricht und die geforderten Leistungen in den verschiedenen Kursen durchaus verschiedenartig sind. Eins aber ist allen diesen verschiedenen Abstufungen und Kursen gemeinsam, nämlich das Bestreben, die weibliche Thätigkeit auch auf dem Gebiete des Reinmachens und der größten häuslichen Einrichtungen gewissermaßen in eine höhere Sphäre zu heben. Es geschieht dies dadurch, daß man die Schülerinnen zwingt, nicht nur mechanisch zu arbeiten, sondern auch nachzudenken. Die Schülerinnen werden angelernt, sich zu fragen: Warum machen wir das so, warum wird diese Kleinigkeit so und nicht anders ausgeführt? Es erzeugt diese Art des Unterrichts, wie man sich schon bei einem flüchtigen Besuch überzeugt, eine gewisse Begeisterung sowohl bei den Schülerinnen als bei den Lehrerinnen, die an der Anstalt in den verschiedenen Abteilungen thätig sind. Diese Begeisterung, das Eingehen auf die Idee des Unterrichts,



Die Koch- und Haushaltungsschule im Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin.

die Lese, die sich mit dem Studium sozialer Fragen befassen, interessieren, mit uns einen Besuch in der Mutteranstalt in Berlin zu machen.

Da, wo die Barbarossastraße an das freie Feld stößt, liegt ein großes Gartengrundstück mit einem sehr großen und einem etwas kleineren roten Gebäude, und dieser ganze Komplex bildet den Neubau des Pestalozzi-Fröbelhauses, der durch die großartige Munificenz der Frau Baurat Wenzel-Hedmann (die Dame wurde beim zweihundertjährigen Stiftungsfest der Berliner Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied ernannt) errichtet worden ist. Das kleinere dieser Häuser, das den offiziellen Titel „Haus 2, Seminar, Koch- und Haushaltungsschule Hedwig Heyl“ führt (Vorsteherin ist ein Fräulein Martin), ist ganz und gar für die Zwecke des Haushaltungsunterrichts erbaut worden und besteht aus zwei parallelen Längsgebäuden, die an der einen Seite durch einen Querflügel miteinander verbunden sind. Ohne jede Nebertreibung kann man dieses Haus die Deutsche Akademie für Haushaltungsweisen nennen. Dieses Haus enthält ein Seminar und eine Koch- und Haushaltungsschule und ist darauf eingerichtet, erstens jüngeren Mädchen aller Stände eine allgemeine Ausbildung in Küche und Haushaltung zu bieten, zweitens eine berufliche Ausbildung denjenigen Damen über zwanzig Jahre zu geben, welche Lehrerinnen für Kochkunst und Hauswirtschaft werden wollen, drittens die berufliche Ausbildung von Dienstmädchen zu bewerkstelligen. In neuester Zeit sind noch besondere Kurse eingeführt worden, in denen Ärzte und Krankenpflegerinnen Unterricht im Kochen erhalten, da dies für die moderne Medizin und die jetzt übliche diätetische Krankenbehandlung von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

Was den Unterricht in diesem Hause vor allem andern auszeichnet, ist das Systematische. Es handelt sich nicht darum, den Schülerinnen einen flüchtigen Begriff von dem zu geben, was sie lernen sollen, sondern es ist Vorsehrung getroffen, daß jede Schülerin von Grund auf theoretisch und praktisch die Dinge lernt, in denen sie sich ausbilden will. Die ganze Ausbildung in der Anstalt ist eine stufenweise fortschreitende. Sie beginnt bei der Ausbildung in den einfachsten Dingen der Hauswirtschaft und schreitet fort bis zur selbständigen Leitung von Schulen, zur selbständigen Leitung von großen Küchen und von Haushaltungen. Von einer Schablone, von einer einseitigen Art des Unterrichts ist in diesem Hause deshalb keine Rede, weil die Schülerinnen aus allen

das Aufgehen in den Prinzipien, nach denen er erteilt wird, erlösen nicht so leicht. Die Schülerinnen aus den besten Ständen, die zu ihrer eignen Ausbildung hier waren, werden für die Propaganda gewonnen, welche es sich zur Aufgabe macht, gewisse soziale Verhältnisse durch den Unterricht in Kochen und Hauswirtschaft zu sanieren. Die Lehrerinnen, die ausgebildet werden, gehen als begeisterte Vertreterinnen dieses Unterrichtssystems hinaus und werden wieder Begründerinnen von Schulen, die neue Lehrerinnen für die Haushaltung ausbilden.



Koch- und Speisesaal.

Beginnen wir auf der untersten Unterrichtsstufe, um allmählich fortschreitend bis zur höchsten, der Ausbildung von Seminaristinnen respektive Lehrerinnen für Koch- und Haushaltungsschulen zu gelangen. Wir begeben uns dazu nach den obersten Räumlichkeiten des Hauses, wo die Lehrsäle für den theoretischen Unterricht, die Wohnungen für die Lehrerinnen, die im Hause gehaltenen Pensionärinnen (Schülerinnen von außerhalb) und die für beide bestimmten Gesellschaftsräume liegen. Es ist ferner hier oben noch ein Laboratorium und ein größerer Sitzungsraum vorhanden. In diesen Zimmern begegnen wir jungen Mädchen, die soeben aus der Gemeindefamilie entlassen wurden und in der Anstalt zu tüchtigen Dienstmädchen ausgebildet werden sollen. Die Einrichtung in sämtlichen Räumlichkeiten da oben ist derartig, daß die jungen Mädchen in jedem Zimmer eine neue Art von Reinigung und Instandhaltung von Möbeln, Dekorationsgegenständen, Tapeten und Geweben kennen



Frau Baurat Wenzel-Hedmann.



Mittagstisch der Mädchen aus der Volkshaus.



Waschtische.

lernen. Es hat deshalb jedes Zimmer eine andre Einrichtung, die gleichzeitig als Lehrobjekt für die Aspirantinnen des Dienstmädchenkurses dient. Natürlich bekommen diese vierzehn- bis sechzehnjährigen Mädchen auch noch Unterricht in allen andern Zweigen der Hausarbeit. Die Hausarbeit bildet ja die Grundlage der ganzen Hauswirtschaft. Nur wenn Dienstmädchen und Hausfrau genau mit den theoretischen und praktischen Handgriffen und Kleinigkeiten der Hausarbeit bekannt sind, werden sie Ersprießliches zusammen leisten. Es nehmen infolgedessen an den Hausarbeitskursen gesondert von den vierzehn- bis sechzehnjährigen Mädchen auch alle andern Schülerinnen teil, die nicht allein das Kochen in der Anstalt lernen wollen; es nehmen daran teil auch die Seminaristinnen, die Lehrerinnen an Haushaltungsschulen werden wollen. Für die Dienstmädchen dauert der Kursus drei Monate, für die jungen Damen, die den „kombinierten hauswirtschaftlichen Kursus“ nehmen, dauert der Unterricht sechs Monate, und es wird gelehrt bürgerliche und feine Küche, Einmachen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Handarbeit und Haushaltungskunde.

Wenn wir bis zum Kellergeschoß hinuntersteigen kommen wir in ein geräumiges, helles Gelaß, welches lediglich denjenigen Reinigungszwecken dient, die nicht,

Arbeit sich ein so großer Eifer und neben ihm eine unzweifelhafte Gewissenhaftigkeit der jungen Damen zeigt. Das Verdienst liegt in dem System der An-

stalt, aber auch in einem psychologischen Moment, das von großer Bedeutung ist. Als der Pestalozzi-Fröbelverein daran ging, Haushaltungskurse für Mädchen aus der Gemeindefschule und für zukünftige Dienstmädchen zu errichten, nahm die damalige Kronprinzessin des Deutschen Reiches, die spätere Kaiserin Friedrich, an der Organisation dieses Unterrichts außerordentlich großen Anteil. Sie wies darauf hin, daß es nicht genüge, allein das Hauspersonal in der Haushaltung zu unterrichten. Die Kronprinzessin war der Ansicht, daß ein vorzüglich ausgebildetes Dienstmädchen oder eine Haushälterin sehr bald ihr bestes Können ver-
gessen, sehr bald einem Schlandrian verfallen, wenn sie nicht von einer Hausfrau kontrolliert werden, die mindestens ebensoviel auch von den allergrößten Arbeiten und den niedrigsten Verrichtungen der Hausarbeit verstände wie ihre Untergebenen. Die Frau Kronprinzessin



Küche und Kochunterricht für Erwachsene.

wie Fensterputzen, Möbelpolieren, Zimmerreinigen und so weiter an besondere Orte gebunden sind. In den sauberen, mit Steinfliesen ausgelegten Räumen finden wir zufälligerweise junge Damen aus der besten Gesellschaft Berlins, mit Namen, deren väterliche Träger zum Teil weit berühmt und über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus bekannt sind. Mit einem Eifer, der staunenswert ist, putzen die jungen Damen hier unten Silber mit Hilfe von Wasser und Bürste; sie putzen Kupfergeschirr, sie waschen Holzgegenstände, sie reinigen Bettvorleger und Teppiche, sie putzen mit einem Eifer Lampen, als wäre das ihr Lebensberuf und als hätten sie nie etwas andres in ihrem Leben gethan. Man ist unwillkürlich überrascht, zu finden, daß selbst bei dieser Art von

meinte, auch die jungen Damen, welche bisher nur Kochen lernten, sollten die Haushaltung „von der Pike auf“ lernen. Entschieden war das theoretisch sehr richtig; nur die Uebersetzung in die Praxis war sehr schwer. Es gab sich zu jener Zeit — es war ungefähr im Jahre 1883 — keine junge Dame aus besserer Familie dazu her, einen Unterricht zu nehmen, bei dem sie die sogenannte grobe oder, wie man sagte, niedrige Arbeit



Zweite Lehrküche.



Abwaschraum.



Unterricht im Putzen und Reinigen.

ebenfalls zu verrichten hatte. Kochtöpfe waschen und Stubenscheuern vertrugen sich nicht mit den Standesbegriffen. Um nun ein Beispiel zu geben, das durchschlagenden Erfolg haben würde, schickte die Kronprinzessin Friedrich ihre älteste Tochter, die Prinzessin Viktoria, die jetzige Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe, als erste Schülerin in die Haushaltungsschule und ordnete an, daß die Prinzessin die Hausarbeiten nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch von Grund aus erlernte und ausübte. Die Prinzessin, die sich außerordentlich anstellig für diese Arbeiten zeigte, nahm die ihr übertragenen Obliegenheiten mit Eifer und Gewissenhaftigkeit wahr, und natürlich machte dieses Vorbild der Prinzessin außerordentlich „Stimmung“. In der besten Berliner Gesellschaft wurde es nun plötzlich Mode, gehörte es zum guten Ton, daß auch die jungen Damen, die früher so verächtlich auf Hausarbeit und niedere Dienste heruntergesehen hatten, sich jetzt um diese Sachen kümmerten und dem Unterricht beizuhöhen. Heute findet man es selbstverständlich, daß die Schülerin, die in diese Anstalt kommt, auch mit den größten Reinigungsarbeiten beschäftigt wird, damit sie einst in der Lage ist, ihrem Personal Anleitung zu geben und die Leistungen ihrer Leute richtig zu beurteilen und zu kritisieren.

Der nächste Raum enthält eine Drehrulle (Waschmangel) und dient zu Wäschezweden. Der große Raum nebenan ist Waschküche und Plättstube. Auch in diesem Gelaß sind junge Damen aus dem sogenannten kombinierten Haushaltungskursus und Seminaristinnen mit der Wäsche beschäftigt. Im Winter wird sogar in diesem mit Fliesen ausgelegten, mit großen Kochkesseln versehenen Raum das Schweinefleisch praktisch ektutiert, sowohl, um Seminaristinnen und Haushaltungsschülerinnen die Praxis zu zeigen, als um die Speisekammer des Hauses mit gewissen Materialien billig zu versorgen.

Dieser Speisekammer müssen wir jetzt einen Besuch abstatten, und zwar begeben wir uns dazu hinauf in den ersten Stock des Hauses. Durch einen Gang, in welchem Garderobeschränke, Wandschränke für Küchenutensilien und Küchenwäsche untergebracht sind und in den wir vom Erdgeschoß auf einer Treppe gelangten, kommen wir in die helle und luftige Speisekammer, welche auf das sauberste und sorgfältigste in Schränken, Kästen und Fächern geordnet, die gesamten Materialien für die feinere und bürgerliche Küche, sowie für die Haushaltung enthält. Schränke stehen nicht nur auf dem Fußboden, sondern auch auf einer unter der Decke angebrachten eisernen Galerie, die rings um das Zimmer herumgeht und zu der eine kleine eiserne Wendeltreppe emporführt. Eine junge Dame finden wir als Verwalterin der Speisekammer, und wir erfahren, daß dies eine der Damen vom Lehrerinnenkursus ist, also eine Seminaristin. Jede dieser Damen muß sechs Wochen lang Dienst in der Speise- und Vorratskammer thun und hat genau nach Vorschrift unter sorgfältigem Buchen und Berechnen für alle in denselben tagsüber stattfindenden Unterrichtsstunden das notwendige Material je nachdem auf Anweisung oder gegen bar beim Einkauf zu verausgaben. Wir sehen gerade vier Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren in die Speisekammer treten, die gegen bares Geld eine Quantität Pökelfleisch, Erbsen, Salz, Pfeffer, Zwiebeln und Natron einkaufen. Wir folgen diesen

tagen statt. Die junge Dame, welche den Unterricht dirigiert und die auf einem besonderen, freistehenden Podium sitzt, ist eine Volksschullehrerin, die als solche bereits das Examen gemacht hat und in einer Berliner Gemeindeschule für Mädchen funktioniert. Die Dame, die hier aber in einem halbjährigen Kursus sich noch extra für den hauswirtschaftlichen Unterricht in der Volksschule ausbildet, hält gerade vor einigen Lehrerinnen ihre Probe ab.

Der Unterricht, den die Volksschullehrerinnen in der Haushaltung hier genießen, ist nicht zu verwechseln mit dem, den die Seminaristinnen im Hause erhalten. Die Volksschullehrerin lernt in dem halbjährigen Kursus nur so viel, um eben den hauswirtschaftlichen Unterricht in der Volksschule erteilen zu können, während die Seminaristin des Hauses Lehrerin an einer Koch- und Haushaltungsschule für Mädchen jeden Standes und Alters werden will und besonders in der feinen Küche ganz andre Kenntnisse aufweisen muß, als man sie von einer Haushaltungslehrerin an einer Volksschule erwarten kann.

Wir nehmen auf einen Augenblick auf einem Stuhl neben dem Herd Platz, der mitten im Zimmer steht und für Koch- und Gasfeuerung eingerichtet ist. Wir hören, wie die vier Mädchen, die oben in der Speisekammer einkaufen, mit der Lehrerin abrechnen. Sie müssen das, was sie kauften, auf der Wage nachwiegen, müssen Auskunft geben über die Preise jedes einzelnen Gegenstandes, und die Lehrerin fragt dazwischen auch die vierzehn andern an drei Tischen sitzenden Schülerinnen, um ihr Interesse für den Einkauf, die Preisfestlegung und die Abrechnung zu erwecken. Die Einkaufserinnen setzen sich an den Tisch zu den andern Schülerinnen, und es werden die Nummern verteilt. An jedem Tisch sind sechs Nummern, und jede von diesen hat besondere Funktionen. Es werden Erbsen mit Pökelfleisch gelocht. Es

wird Feuer angemacht, Wasser aus der Leitung durch die betreffenden Nummern herbeigeschafft, es entsteht Leben und Bewegung in der kleinen Küche, und mehr oder minder grazios tummeln sich die kleinen Schülerinnen um den Herd. Die Erbsen sind aufgesetzt. Jetzt beginnt das theoretische Examen. Die Lehrerin fragt die Kinder nach dem Nährwert der Erbsen, nach dem Nährwert der Hülsenfrüchte überhaupt; sie fragt nach der Zeitdauer, die Erbsen zum Kochen brauchen, und dann diktiert sie den kleinen Schülerinnen in ein Oktavheft das Rezept mit genauer Preisangabe jeder einzelnen Zuthat. Das Rezept bezieht sich auf ein Quantum von zwei Portionen und lautet: „175 Gramm Erbsen 7 Pfennig,

8 Gramm Salz $\frac{1}{4}$ Pfennig, eine kleine Zwiebel $\frac{1}{2}$ Pfennig, eine Prise Pfeffer $\frac{1}{4}$ Pfennig,“ und so weiter.

Kehren wir zurück nach der ersten Etage und suchen wir hier die große Küche auf, die unmittelbar neben der uns schon bekannten Speisekammer liegt, so finden wir zwölf junge Damen vom Nachmittagskursus ebenfalls mit den ersten Handhabungen des Kochens und Bratens beschäftigt. Es sind das junge, gebildete Damen, welche die Anstalt nur in einem dreimonatigen Kursus dreimal wöchentlich zur Ausbildung in bürgerlicher und feiner Küche besuchen. Die jungen Damen stehen am Ende ihrer Ausbildung und haben heute zum erstenmal eine verhältnismäßig wichtige Arbeit zu verrichten. Eine der Damen vom Komitee hat in der Küche ein komplettes Diner bestellt, das jetzt unter Leitung einer Lehrerin von den jungen Damen hergestellt werden soll. Auch die jungen Damen, die an diesem Kursus für die Ausbildung in bürgerlicher und feiner Küche teilnehmen, sind systematisch mit dem ganzen Küchenalphabet bekannt geworden, aus dem sich dann, je nach Übung und Begabung, das fertige Kochen ergibt. Es wurde in jeder Lektion eine Gruppe von Nahrungsmitteln nach dem heutigen Stande der Wissenschaft abgehandelt und gelocht, und zwar unter Entwicklung folgender Gesichtspunkte: Erstens naturwissenschaftlich-chemische Bestandteile der Nahrungsmittel; zweitens Einkaufspreis; drittens Behandlung in der Küche (wirtschaftliche, physikalische und chemische Vorgänge); viertens Abweichung bei Behandlung ähnlicher Nahrungsmittel; fünftens Restverwendung; sechstens Bereitungsdauer und abgeleitete Regel für das verwandte Nahrungsmittel; siebentens Bedeutung derselben in der menschlichen Ernährung. Sind die einzelnen Gruppen von Nahrungsmitteln so durchgenommen und bearbeitet, so werden, wie dies soeben jetzt geschieht, einige Zusammenstellungen zu ganzen Mahlzeiten gemacht, um die Geld- und Zeiteinteilung praktisch zu üben. Natürlich haben auch diese Damen nicht gleich mit dem Kochen begonnen. Sie haben sich zuerst mit dem Feuermachen beschäftigt und sind unterrichtet worden über die Entwicklung der Feuerstätten und unserer Herde, über die Brennmaterialien, über die Koch- und Küchengeräte, über die Reinigung derselben. Selbstverständlich ist das Reinigen der Geräte und der Küche auch praktisch geübt worden, und sind in der Lehrküche dafür Abwaschtische angebracht, um alle Gebrauchsgegenstände wieder in diejenige musterhafte Ordnung zu bringen, die vorgeschrieben ist; denn unmittelbar, nachdem dieser Kursus seine Thätigkeit beendet hat, treten schon wieder neue Schülerinnen an, die noch in den Abendstunden das praktische Kochen üben. Es sind dies heute die Seminaristinnen, die sich für Koch- und Haushaltungsschulen ausbilden. Es giebt augenblicklich für ein Mädchen aus gebildeter Familie, das über zwanzig Jahre alt ist, nichts Besseres, als die Ausbildung zur Lehrerin für Koch- und Haushaltungsschulen. Der Bedarf an solchen Lehrerinnen ist nämlich ein so bedeutender, daß sämtliche in Deutschland existierenden Seminare denselben nicht decken können, und fast ausnahmslos wird die Lehrerin, die in einem der Seminare ihr Examen gemacht hat, augenblicklich für eine Stellung dauernd engagiert. Die Dauer des Unterrichts für Lehrerinnen beträgt ein bis anderthalb Jahre, je nach der Vorbildung, und zwar beginnen die Kurse am 1. April und am 1. Oktober jeden Jahres. Der Unterricht kostet 280 Mark jährlich, vierteljährlich zahlbar; mit Pension im Hause jährlich 1060 Mark. Aufnahmebedingungen sind: Bildung einer



Unterrichtszimmer für Schneiderei.

höheren Schule und vollendetes zwanzigstes Lebensjahr. Bei der Anmeldung sind einzureichen Lebenslauf, Gesundheitsattest und Erlaubnischein der Eltern. Der Unterricht umfaßt: bürgerliche und feine Küche, Einmachen, Backen, Konditorei, Hausarbeit, Waschen, Plätten, Handarbeit (Flicken, Stopfen, Ausbessern), Wirtschaftsführung, Haushaltungskunde, Chemie, Ernährungslernre, Naturgeschichte der Nahrungsmittel, Pädagogik, Buchführung und Korrespondenz; eventuell auch Gärtnerei.

Wenn wir den Gang passieren, der an der Speisekammer vorüberführt, gelangen wir in die zweite Lehrküche, in welcher wir einige Seminaristinnen mit der Herstellung von Konditorwaren, süßen Speisen und Eis beschäftigt sehen, mit Dingen, die zum Teil für das bestellte Diner, das in der andern Küche hergestellt wird, gebraucht werden. Die andern Kunstzeugnisse werden teils von den Schülerinnen mit nach Hause genommen, natürlich gegen Bezahlung, oder sie werden auf Bestellung aus dem Hause geliefert. Um das Essen, das zu Übungszwecken in den verschiedenen Unterrichtskursen im Hause gekocht wird, zu verwerten, giebt das Institut Essen außer dem Hause, serviert aber auch in einem Speisesaal, der sich in der ersten Etage befindet, besonders an einzelstehende Damen zu billigen Preisen gute und reichliche Diners und Soupers.

Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß das Unterrichtsmaterial zu gewissen Zeiten recht teuer ist und daß ein großer Teil des Geldes, das für den Unterricht bezahlt wird, in den Küchen zur Beschaffung der Rohmaterialien verwendet werden mußte. Da während des ganzen Jahres, mit Ausnahme der Ferien, von früh bis abends in den verschiedenen Kursen im Hause gekocht wird, damit innerhalb eines Kurses immer die gesamte bürgerliche und feine Küche durchgenommen werden muß, da die Schülerinnen alle Dinge, die zur feinen Küche gehören, praktisch kennen und zubereiten lernen, muß sehr oft mit außerordentlichen Kosten das Material, für das nicht gerade die Saison ist, herbeschafft werden. Die Fülle von Konjerven, die es giebt, erleichtert ja die Sache einigermaßen; indes kosten manchmal Zuthaten zum Kochen, die in der betreffenden Saison für wenige Groschen zu haben sind, zu andern Zeiten ebensoviel Mark wie Groschen in der Saison.

Wandern wir weiter durch das Haus, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß es überall und in allen Unterrichtskursen fast militärisch streng und genau zugeht, daß aber auch nur durch diese Strenge wirklich gute Erfolge zu erreichen sind. Die Schülerin, die in das Haus kommt, bezieht sich betriebs ihrer Ausbildung natürlich des eignen Willens; sie hat sich den Anordnungen zu fügen, die nicht aus Geratewohl geschehen, sondern die durch die Systematik des Unterrichts und durch die Gründlichkeit desselben bedingt sind.

Einen sehr instruktiven Einblick in das ganze Unterrichtssystem erhalten wir in einem großen, für Unterrichtszwecke bestimmten Zimmer, das augenblicklich leer ist und in dem eine ganze Wand durch einen großen Glasschrank verdeckt ist, in dessen Fächern die ungleichartigen Gegenstände aufgestapelt sind. Da liegen, mit Etiketten und Nummern versehen, wohlgeordnet Stücke von Tapeten und Stearinkerzen, Schwefelsäure und Erzstufen, Schweinsborsten und Brüsseler Spitzen. Dieser Schrank heißt in der Anstalt „das Museum“, und er dient ebenfalls für die Zwecke des theoretisch-praktischen Unterrichts in der Hauswirtschaft. Die Kochschülerinnen, die Wirtschaftsschülerinnen, die angehenden Dienstmädchen, die Seminaristinnen, sie lernen an diesen Gegenständen die Herkunft der Rohmaterialien, die Gewinnung, die Verhüttung, die Verarbeitung. Sie lernen Qualitäten unterscheiden. Wenn die zukünftige Hausfrau sich einen Haarbüschel kauft, so soll sie in der Lage sein, zu beurteilen, ob das, was der Fabrikant oder Kaufmann ihr vorlegt, gute oder schlechte Qualität ist, und ob die Ware den Preis verdient, der gefordert wird. Soll sie das können, so muß sie wissen, wie man gute Schweinsborsten von minderwertigen unterscheidet; sie muß wissen, von welchem Tiere die Borsten verwendet werden, und zu diesem Zwecke sind zum Beispiel in dem Museum die verschiedenen Borstenproben vorhanden. An den Brüsseler Spitzen, an den Tapeten, Geweben, Holz- und Metallproben lernen die Schüler die Entstehung und Fabrikation der betreffenden Gegenstände und das dem Rohmaterial und der Fabrikation entsprechende Reinigen dieser Gegenstände. Sie lernen an den Lichtern den Unterschied im Material von Stearin-, Wachs- und Talgläsern; sie lernen die sorgfältige und sachgemäße Behandlung der Gegenstände, die sparsame und systematische Verwendung aller Dinge im Haushalt, indem sie die Theorie der Entstehung des Rohmaterials sich aneignen. Um einen Kupferkessel, wie man ihn im Haushalt verwendet, ohne Gefahr, ohne zu große Abnutzung zu gebrauchen, ihn zu reinigen und möglichst lange zu erhalten, müssen die Schülerinnen lernen, wo das Kupfer vorkommt, wie es gewonnen wird, wie man das Rohkupfer bearbeitet, wie es schließlich zum

Kessel verwendet wird, wie der Kessel verzinkt wird und wie er am besten demgemäß zu reinigen und zu verwenden ist.

Gehen wir in dem Hause weiter, so kommen wir zu verschiedenen Räumlichkeiten, in denen an erwachsene Schülerinnen Unterricht erteilt wird, und zwar im Schneidern, Puhmachen und in Handarbeiten aller Art. Es sind dies wiederum sowohl Seminaristinnen als junge Damen, die die Hauswirtschaft lernen, als Mädchen, die die berufliche Ausbildung zu Dienstmädchen hier genießen. Es nehmen aber auch an diesen einzelnen Kursen wiederum Schul- und halbwüchsige Mädchen, natürlich gegen Bezahlung, teil, welche nur einzelne Dinge kennen lernen, zum Beispiel die Schneiderei für den Hausbedarf, Puhmachen für den Hausbedarf, das gründliche Ausbessern und Stopfen, das Zuschneiden zu einfachen Wäschegegenständen und das Maschinennähen. Auch an den Wäsch- und Plättkursen können Schülerinnen jeden Alters und jeden Standes teilnehmen, ohne daß sie dabei den Kochunterricht oder den Unterricht in der gesamten Hausarbeit mitnehmen.

Verdienstern geniest das Institut einen gewissen Ruf wegen seiner Ausbildung, und die jungen Mädchen, die zum Beispiel zu Dienstmädchen ausgebildet werden, sind gewöhnlich schon vor Beendigung ihres Kurses „vergriffen“. Der Kurs zur Ausbildung von schulentlassenen Mädchen zu Dienstmädchen dauert sechs Monate, wird täglich von acht Uhr ab bis zum Abend erteilt; das Schulgeld beträgt inklusive Mittag und Vesper drei Mark monatlich. Es würde sich gewiß bei der mehr und mehr um sich greifenden Dienstbotennot in den großen Städten empfehlen, wenn Hausfrauenvereine oder auch nur zu diesem Zweck gegründete Genossenschaften von Hausfrauen mit Hilfe von Lehrerinnen, die sie aus irgend einem Seminar beziehen, solche Dienstmädchenschulen errichteten, um stets guten Ersatz zur Hand zu haben, wenn in ihrem Hause eine Dienstmädchenvacanz eintritt. In den meisten Großstädten ist ja eine solche Vacanz für die ganze Familie gewöhnlich ein ziemliches Unglück, denn ein neues Dienstmädchen bedeutet meistens neuen Ärger. Verzicht auf altgewohnten Komfort, und jeder Dienstmädchenwechsel hat unter den jetzigen Verhältnissen Unannehmlichkeiten im Gefolge, die sich für jedes Mitglied der Familie sehr deutlich fühlbar machen. Natürlich giebt sich das Institut aber auch Mühe, alle andern im Hause ausgebildeten Schülerinnen in Stellungen zu bringen, und das Neueste, was von Erwerbsmöglichkeiten für die Töchter gebildeter Stände jetzt angebahnt wurde, ist die Verwendung von in der Anstalt ausgebildeten Damen zur Ueberwachung und Leitung der Krankenküchen in Privatkliniken und öffentlichen Heilanstalten. Für die Kranken ist es vom größten Wert, daß die Küche, die in solchen Anstalten gewöhnlich bisher in der Hand eines Oekonomen sich befindet oder unter Leitung einer praktischen Köchin steht, von einer systematisch durchgebildeten Dame überwacht wird, die nicht nur mit allen Arten von Krankenspeisen Bescheid weiß, sondern auch in der Lage ist, das Wie und Warum der Krankenkost zu verstehen. Heute, wo, wie bereits anfangs erwähnt, die Krankenbehandlung meist eine diätetische ist, dürfte eine solche rationelle Leitung und Ueberwachung einer Hospitalküche durch eine geschulte Dame von Wichtigkeit sein. Da es aber zahlreiche öffentliche und private Kliniken und Hospitäler giebt, wird wieder für eine größere Zahl gebildeter Frauen eine Erwerbsmöglichkeit geschaffen, wenn man erst in ärztlichen Kreisen den Wert dieser Neuierung begreifen und sie anwenden wird.

„Schattenspiel an der Wand.“

(Bild S. 380 u. 381.)

Das war ein wundervoller Abend. Des Hauses Kinder durften die Nachbarskinder laden, und alle, alle kamen! Wie lustig es da zugeht; am schönsten aber war's doch, als der Hans sich als Schattenspieler produzierte und mit gewandter Hand Bilder auf die hingehobene weiße Tuchwand zauberte, eins immer drolliger als das andre. Besonders Effekt erzielte der kleine Mann mit einem täuschend nachgeahmten Hasen, der zwei richtige lange Ohren besaß und einen Lichtpunkt als Auge. So was will gekonnt sein; es fehlte dem Künstler aber auch nicht an jubelndem Beifall von groß und klein.

Wie gesagt — es war ein wundervoller Abend!

Königin Viktoria von England †.

(Bild S. 372.)

Im 83. Lebensjahre, im 64. ihrer Regierung ist am 22. Januar 1901 die Königin Viktoria von England gestorben. Die Familientrauer erstreckt sich bei den zahlreichen verwandtschaftlichen Beziehungen der Königin auf eine ganze Reihe europäischer Höfe, sind doch der Deutsche Kaiser, der Großherzog von Hessen, der minderjährige Herzog von Sachsen-Koburg ihre Enkel, die Kaiserin von Rußland und die Prinzessin Heinrich von Preußen ihre Enkelinnen.

Geboren am 24. Mai 1819 zu London, einziges Kind des vierten Sohnes des Königs Georg III. († 1820), folgte sie ihrem kinderlosen Oheim, König Wilhelm IV., am 20. Juni 1837 auf dem Throne von Großbritannien, während das Stammland der Dynastie, das Königreich Hannover, nach dem (falschen) Gesetz der männlichen Thronfolge an ihren Oheim Ernst August, Herzog von Cumberland, überging. Am 10. Februar 1840 vermählte sich die Königin Viktoria mit ihrem Vetter, dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, der den Titel Prinz-Gemahl (prince-consort) erhielt und 1861 starb. Ihre älteste Tochter, Viktoria, wurde die Gemahlin des preussischen Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich; von den neun Kindern überleben sie sechs. Während der 63 Jahre ihrer Regierung ist das britische Kolonialreich bedeutend gewachsen, die Annahme des Titels einer Kaiserin von Indien entsprach der Richtung der englischen Politik, die man jetzt als Imperialismus bezeichnet und deren Ausfluß auch der Krieg gegen die Burenstaaten ist. Königin Viktoria scheint persönlich die Opfer, die er mit sich brachte, schmerzlich mitgeföhlt zu haben. Auf dem englischen Thron folgt ihr der bisherige Prinz von Wales als König Eduard VII.

Das nervöse Herz.

Eine Plage der modernen Menschheit

von

Dr. Kreuttschmar.

Nächst dem Gehirn und den Sinneswerkzeugen, von deren feinstem Bau und Zusammenwirken wir trotz aller verfeinerten Untersuchungsmethoden und trotz der Vervollkommenung unserer Mikroskope noch immer nur äußerst mangelhafte Kenntnisse haben, welche den Mechanismus der Denktätigkeit keineswegs zu erklären vermögen, ist wohl das Herz das interessanteste Organ des menschlichen Körpers. Mit sechzig bis siebzig Zusammenziehungen in jeder Minute treibt er den Blutstrom nach allen Teilen des Körpers. Elf Pfund Blutflüssigkeit, also ungefähr fünfsechshundert Liter, hat das nimmermüde Pumpwerk jahraus jahrein in ununterbrochener Bewegung zu erhalten und durch ein System von Millionen feiner Röhren zu pressen. Eine vorübergehende Verlangsamung oder Beschleunigung dieser Tätigkeit wird vom Organismus schon als eine schwere Beeinträchtigung des Wohlbefindens empfunden, und der Stillstand bedeutet sicheren Tod, der den davon Betroffenen meist plötzlich, ohne Vorboten einer nennenswerten Gefahr vorausgeschickt zu haben, mitten in seiner Tätigkeit erteilt.

Es ist daher wohl verständlich, daß den Patienten und seine Familie dräuende Angstgefühle beschleichen, wenn der Arzt nach sorgfältigster und wiederholter Auskultation den Ausspruch thut, daß der Untersuchte am Herzen leidet. Mögen nun die Beforgnisse um das Leben eines Familienmitgliedes in vielen dieser Fälle auch sehr begründet sein, so ist es doch andererseits Pflicht der medizinischen Wissenschaft, vor gar zu weit getriebener Ängstlichkeit zu warnen. Denn selbst bei Erkrankungen des Herzmuskelfleisches oder ausgebildeten Klappenfehlern kann ein Mensch alt werden, und oftmals handelt es sich trotz des Bestehens qualvoller Symptome, welche den Kranken mit steter Todesfurcht erfüllen, gar nicht um organische Erkrankungen des Herzens, sondern um nervöse Leiden, bei welchen der Patient, sowie der Anfall vorüber ist, sich vollständig gesund fühlt und gar nicht glauben kann, daß er kurz vorher ein Stück Sterben durchgeföhrt hat.

Dürfen wir nun die nervösen Herzkrankheiten oder, wie man sie heute zu nennen pflegt, die „Herzneurosen“, deswegen geringschätzen, weil es bei ihnen nicht leicht ums Leben geht? Keineswegs! Epidemien, welche mit elementarer Gewalt über eine nichtsahnende Bevölkerung hereinbrechen, erregen, indem sie die Menschheit dezimieren, natürlich panischen Schrecken. Der von ihnen angerichtete Schaden ist aber fast geringer als derjenige, welchen die Krankheiten anrichten, die langsam den Menschen befallen und seinen Körper und Nerven ruinieren, bis eines Tages der leibliche oder geistige Bankrott da ist. Zu diesen Krankheitsformen gehört nun die Neurasthenie in allen ihren Abarten, von denen die „Nervosität des Herzens“ gewiß die schrecklichste ist. Denn der von ihr Befallene, der, wenn ihn nicht ein Fachkundiger gleich anfangs über die Natur seines Leidens aufklärt, in steter Angst vor dem Lebt, was die nächste Stunde bringen kann, ist zum mindesten in hohem Grade in seiner Leistungsfähigkeit beeinträchtigt; er giebt sich den trübsten Gedanken über das Los seiner selbst und der wirtschaftlich von ihm abhängigen Angehörigen hin, und unter dem jahrelangen deprimierenden Einfluß seiner traurigen Gemütsstimmungen kann schließlich wirklich eine Degeneration der Herznerven sich herausbilden, die eines Tages einen plötzlichen Tod herbeiföhrt, der dem Betroffenen von vornherein keineswegs bestimmt war und bei richtiger Kenntnis von der wahren Natur des Leidens zu vermeiden gewesen wäre.

Vor einem Menschenalter kannte man von nervösen

Faschings-Alk. Bilder ohne Worte von Lothar Meggendorfer.





Im Bierküberl, ein Bild vom Münchener Karneval. Nach dem Gemälde von Ferdinand Peete.

Affektionen des Herzens wenig mehr als die Herzkämpfe der Erwachsenen, besonders des weiblichen Teiles der Menschheit, und das Herzklopfen, welches auch manchen Gefunden bei einer großen Anstrengung, bei einer ganz besonderen Aufregung und andern seinen Körper in ungewöhnlich hohem Maße beanspruchenden Ereignissen befällt, aber schnell wieder vorübergeht, während es für andre, die täglich und stundenlang darunter zu leiden haben, doch ein peinvoller Zustand ist. Heute kennen wir eine ganze Reihe gut umschriebener Krankheitsbilder, welche wir, da es an jeder anatomisch nachweisbaren Veränderung am Herzen dabei fehlt, als nervös bezeichnen müssen. Die genaue Beschreibung derselben wäre wohl das schlechteste Mittel, um den Zweck der Beruhigung zu erreichen, und es kann daher hier auf die Beschreibung dieser Leiden nur so weit eingegangen werden, als es zu ihrer Abgrenzung gegen organische Herzerkrankungen notwendig ist.

Das auffälligste Symptom aller nervösen Herzleiden ist die Pflöchlichkeit des Auftretens. Fast nie entwickeln sie sich langsam, sondern nach irgend einem Geschehnis, welches vom Leidenden meist mit positiver Gewissheit angegeben werden kann, nach einer Erklärung, einer Landpartie, nach einem unerwarteten Schrecken oder einem ärgerlichen Ausbruch, und ebenso plötzlich, wie sie gekommen, verschwinden sie, um unerwartet von neuem aufzutreten. Bald geschieht dies im wachen Zustande, bald im Schlafe. Der Leidende, welcher irgend einen Fehler in seiner Diät oder sonstigen Lebensweise begangen zu haben glaubt, durchforstet ängstlich sein Thun und Treiben in den vorangegangenen Tagen, unterläßt oder thut dieses und jenes, um sich bald zu überzeugen, daß er damit nichts ausgerichtet.

In den meisten Fällen ist dabei die Schlagfolge des Herzens erheblich gestört; zuweilen ist es ein langsamer- und Schwächerwerden des Pulses, als ob das Uhrwerk da drinnen in der Brust stillstehen wollte, oder aber der Puls setzt plötzlich in seinem regelmäßigen Takt aus, um gleich darauf wieder zu beginnen; am häufigsten ist aber die Zahl der Pulsschläge bedeutend vermehrt, und 150 bis 200 Pulsschläge in der Minute sind dabei nichts Seltenes. Dazu gesellen sich Angstgefühle, ein undefinierbarer Druck unter dem Brustbein, der gegen die Schulter hin ausstrahlt, oft von erheblicher Atemnot begleitet. Für manche Kranke ist besonders der Augenblick des Einschlafens verhängnisvoll. Andre legen sich völlig gesund zur gewöhnlichen Zeit schlafen, und plötzlich — meist zu derselben Stunde — durchzuckt es sie wie ein elektrischer Schlag. Der Körper erfährt dabei in der That eine krampfartige Streckung; sie fahren empor, greifen mit der Hand nach der Herzgegend, mit weit geöffnetem Mund schnappen sie nach Luft, während das Gesicht die innere Angst wieder spiegelt und die kalte Haut sich mit Schweiß bedeckt. Viele suchen ihrer Angst durch lebhaftes Umherlaufen Herr zu werden, laufen in ihrer Verzweiflung sogar ins Freie auf stundenlange Spaziergänge, und nach minuten- bis stundenlanger Dual tritt — manchmal langsam, meistens aber ebenfalls in einem einzigen Augenblick — die ersehnte Ruhe ein. Der Kranke, der eben noch vergehen wollte, erklärt eine Sekunde darauf, daß nun alles gut sei.

Bei andern Formen tritt an die Stelle der Angst ein unbeschreibliches Schwächegefühl; die Pulsfrequenz kann bis auf zwanzig in der Minute sinken, und der Leidende erwartet bald den nächsten Pulsschlag mit Sehnsucht, bald fürchtet er ihn, da er „wie ein Schmiedehammer“ seinen Kopf erschüttert. Als Begleiterscheinungen treten dabei oft Ohnmachtsanwandlungen, Erbrechen, Ausscheidung kolossaler Harnmengen oder Diarrhöe auf, was namentlich bei hysterisch beanlagten Personen weiblichen Geschlechts beobachtet wird. Dazu gesellen sich häufig noch beständige Schmerzen in andern Körperteilen, welche von den Kranken als brennend, bohrend, reißend, pressend oder schnürend bezeichnet werden und bis in die Fingerspitzen, in den Nacken und Hinterkopf, in die Wirbelsäule und sogar bis in die Beine ausstrahlen. In schwereren Anfällen fehlt niemals das Gefühl des „Vernichtenseins und entsehllicher Todesangst“, welcher auch der willensstärkste Geist unterliegt, und dann bleiben an den vom Schmerz betroffenen Stellen auch nach Aufhören des Anfalls meistens noch stundenlang Wehe-Empfindungen und das Gefühl der tiefsten Erschütterung des ganzen Körpers zurück.

Wenn wir nach den Ursachen dieser Zustände forschen, die von so schreckhaften Symptomen begleitet sein können, müssen wir uns auch hier gegenwärtig halten, daß sich zwischen Gesundheit und Krankheit niemals eine mathematisch scharfe Linie ziehen läßt, sondern daß es sich nur um quantitative Unterschiede handelt, welche von den geringsten Beträgen bis zu einer großen Summe bedeutender Störungen anwachsen. Niemand wird in einer erhöhten Herzthätigkeit, welche bei einem kerngesunden, aber etwas stark belebten Individuum nach einem längeren Dauerlauf oder einer flott durchgeführten Verglebung eintreten kann, ein

nervöses Herzleiden erblicken. Wenn aber, um nur einige Beispiele anzuführen, bei einem bleichsüchtigen Mädchen nach nur kurzem lebhaftem Gehen mehrständiges, anhaltendes Herzklopfen eintritt oder ein starkes und plötzliches Geräusch, die lebhafteste Auseinandersetzung mit einer Respektsperson, der Eintritt des Telegraphenboten oder der Anblick eines vielleicht recht unbedeutenden Unglücksfalles peinliche Angstzustände herbeiführt, müssen wir aussagen, daß die der Ursache folgende Reaktion mit ersterer nicht im Einklang steht, und daß die Nerven der ganzen Persönlichkeit sich in einem sehr leicht erregbaren Zustand befinden müssen.

In der That ist auch die Nervosität des Herzens eine weit verbreitete Begleiterscheinung allgemeiner Neurasthenie. Eine sorgfältig durchgeführte Statistik zeigt, daß mehr als zwei Drittel aller Neurastheniker unter Herzbeschwerden leiden. In vielen, namentlich den leichteren Fällen, wird man daher auch vergebens nach einer ganz besonderen Ursache suchen; denn wenn ein sonst im körperlichen und seelischen Gleichgewicht befindlicher Mensch aus gesunder Familie ohne greifbare Veranlassung von nervösen Herzbeschwerden heimgekehrt wird, so kann die Ursache nur in dem wenig widerstandsfähigen Nervensystem liegen, welches den durchschnittlichen Attacken, wie sie selbst ein ruhiges Leben mit sich bringt, nicht gewachsen ist, und einem Instrument gleicht, dessen Saiten auf jeden stärkeren Eingriff mit einer jähen Dissonanz antworten.

Werden nun solchen Naturen besondere Kraftleistungen zugemutet, so versagt einfach der nervöse Apparat. Unvernünftige Eltern, die von ihren mittelmäßig begabten Kindern, die mit Mittelzinsen glatt aus einer Klasse in die nächsthöhere versetzt werden würden, Extraleistungen verlangen und bei deren Nichterreichung unvernünftige Drohungen verlaublichen, die ja nicht ernst gemeint sind, aber vom Kinde dafür gehalten werden, und Lehrer, welche von dem ihrer Obhut anvertrauten Zögling Leistungen verlangen, die über dessen Kräfte gehen, haben schon manches Kind, das in einer sanften Hand gesund geblieben wäre, in den Zustand nervöser Herzkrankheit hineingekehrt. Auch von den Studenten, welche aus lauter Examensangst, trotz jahrelanger gewissermaßen Arbeit, dicht vor dem Rigorosum, von nervösen Herzbeschwerden gepeinigt, alles hinwerfen müssen, gilt daselbe.

Hier heißt also die Krankheitsursache Angst und Ueberanstrengung, und diese liegt auch oft vor, wo es sich um kein jugendliches Individuum handelt. In allen Berufsarten finden wir Leute in verantwortungsvoller Stellung, welche aus Ehrgeiz oder Wissensdrang oder aus der eingebildeten oder tatsächlichen Verpflichtung, einen kostspieligen Haushalt zu führen, sich selber ein Uebermaß von Arbeit aufbürden. Das Leben eines über die Maßen angestregten Redakteurs, eines politischen Beamten, eines Börsenmannes, der täglich Kapitalien auf dem Spiel stehen hat, und selbst die Thätigkeit eines Stubengelehrten, der in stiller Nachtstunde an seinen Manuskripten bis in den frühen Morgen hinein sitzt, erfordert Anstrengungen der Nervensubstanz, welche eine große Menge von Stoffwechselgiften produzieren; die sitzende Lebensweise, welche bei derartigen Personen nur selten durch ausgiebiges Spazierengehen oder sonstige körperliche Übungen ausgeglichen wird, führt zu zwei vielfach ineinander eingreifenden Uebelständen. Denn erstlich wird zu viel nervöse Kraft verbraucht, die nur durch eine reichliche Ernährung der Gehirn- und Nervensubstanz ersetzt werden könnte, und zweitens häufen sich die den Toxinen und Ptomainen der giftigen Bakterien und der Verwesungsprozesse äußerst ähnlichen Zerfallsstoffe im Blute in gefährlicher Menge an. In weniger als einer halben Minute durchlaufen sie den Weg vom Herzen nach der Körperoberfläche und zurück, und jedesmal üben sie auf die Muskelfasern des Herzens und die Ganglien und Nerven desselben — das Herz besitzt nämlich ein eignes, in gewissem Grade von Gehirn und Rückenmark unabhängiges Nervensystem — eine vergiftende Wirkung, die sich äußerlich als Ermüdung dokumentiert.

Was thut nun der Kopfarbeiter in vielen Fällen, um seine Leistungsfähigkeit weiterhin aufrecht zu erhalten und zu steigern? Er macht sich die anregende Wirkung der bekannten Genußmittel zu nütze, unter denen Bier und Wein jedenfalls noch die harmlosesten sind, während Thee, Kaffee und Tabak schon höchst bedenklich sind und Digitalis, Kokain, Morphinum, Stechapfel und dergleichen die allerhöchste Gefahr mit sich bringen. Der Mißbrauch dieser Stoffe ist nun die häufigste Ursache nervöser Herzerkrankungen. Es wäre lächerlich, gegen den Genuß eines Abendkappens, gegen das Trinken eines Glases Wein zur Mahlzeit, gegen das Rauchen einiger dufenden Zigarren im Laufe des Tages eifern zu wollen; denn es liegt im tiefsten Wesen der Menschennatur begründet, daß er außer den eigentlichen Nährsubstanzen auch anregende Genußmittel konsumiert, welche ein erhöhtes Wohlbefinden und ein besonderes Kraftgefühl erzeugen.

Diese Substanzen, welche in mäßigen Mengen genossen, nicht zu beanstanden sind, werden regelmäßig in großen Quantitäten dem Körper einverleibt, zu gefährlichen Herzgiften. Besonders gilt dies vom Tabak, der bei unmäßigen Rauchern nach langjährigem, durch keinerlei Nebelbefinden gestörtem Genuß plötzlich zu den bedrückendsten Vergiftungserscheinungen des gesamten Nervensystems, besonders aber der Herznerven führt.

Die disponierenden Ursachen für Entstehung der Herznervosität sind damit keineswegs abgethan. Man muß dazu noch die großen Umwälzungen rechnen, welche der weibliche Organismus nach der Mitte des zweiten Lebensjahrzehntes und um die Mitte der vierziger Jahre erfährt; dazu kommt die von Fettleibigen oft beliebte ausschließliche Ernährung und Ueberfütterung mit Fleisch, und auch die Kraftmeierei leidenschaftlicher Turner, Ruderer und Radsfahrer darf als Krankheitsursache nicht unerwähnt bleiben.

Mit der Aufzählung der Ursachen sind auch die Punkte bezeichnet, an welchen Medizin und Volkshygiene ihre Bemühungen einzusetzen haben. Natürlich kann sich nicht jeder den Schädlichkeiten gänzlich entziehen, welche der Wettbewerb des modernen Lebens über ihn verhängt, und ebensowenig können wir die ererbte Disposition abschütteln, welche wir nach dem Weltgesetz, daß sich die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied an den Nachkommen rächen, überkommen haben. Was aber gewiß in unsrer Macht liegt, ist die Innehaltung einer vernünftigen Lebensweise. Die Einschränkung der gesellschaftlichen Verpflichtungen — es ist bezeichnend, daß man dabei von einer Pflicht redet —, die Vermeidung einer Lebensweise, die die Nacht zum Tage macht, die geeignete Berufswahl für Kinder, die nun einmal nicht zum Studieren geeignet sind, die Zumeßung eines ausreichenden Quantum Schlaf und die Einschränkung des Genußes narkotischer Substanzen sind Faktoren, welche sich bei etwas gutem Willen recht gut in Wirklichkeit umsetzen lassen.

Wer nun aber einmal durch eigne Schuld oder durch den Zwang der Verhältnisse dahingelommen ist, mit vollendeten Krankheitsstadien zu rechnen, wird wissen wollen, was er als Kranker zu thun hat.

Natürlich wird es hauptsächlich auf die Berücksichtigung des Ueilebens ankommen; die strenge Vermeidung der schädlichen Genuße und der ungeeigneten Lebensweise ist selbstredend die erste Bedingung jedes Erfolges. Der Heilwirkung des kalten Wassers vertraue man nicht zu viel; denn obwohl nervöse Herzranke alle Kaltwasserheilanstalten bevölkern, wirken die kalt temperierten Bäder durchaus nicht immer günstig, sondern schaden sogar dort, wo Blutmangel und Bleichsucht die Grundursachen der Erkrankung sind. In andern Fällen freilich sind sie eine ausgezeichnete Aufrüttelung der Lebenskraft, und wer sein nervöses Herzleiden der Uebermüdung verdankt, kann nichts Besseres thun, als sein sterbliches Teil, das er doch gerne noch ein Weilchen erhalten sehen möchte, dem Zwange der Anstaltsbehandlung anzuvertrauen, die ihm liebgeordnete Extravaganzen unterbindet. Mit lauwarmen Bädern wird im allgemeinen viel mehr erreicht; Massage und leichte Körperbewegung thun auch ihre Schuldigkeit. Am meisten wird aber immer auf den Kranken selbst ankommen, der bei gewissenhafter Selbstprüfung selber den Punkt finden wird, wo seine Lebensweise anormal ist. Von Medikamenten, wenn sie auch noch so ruhmrednerisch angepriesen werden, erwarte man nicht viel. Aus der lateinischen Küche ist das Jod das einzige, welches, dank seiner auflösenden Wirkung auf krankhafte Ausscheidungen, ein Heilmittel ersten Ranges ist. Der Leidende möge sich aber vergegenwärtigen, daß in neunundneunzig von hundert Fällen keine unmittelbare Gefahr vorliegt, daß es aber auch des Rutes und des Willens zum Leben bedarf, um aus den deprimierenden Einflüssen dieser Nervenerkrankung siegreich hervorzugehen.

Wer, sonst gesund, bemerkt, daß er an Herzbeschwerden leidet, schaue der Wahrheit unverzagt ins Gesicht; denn sonst kann er sich durch die Einbildung inkurabler Herzfehler das Leben zur Hölle und zum fortgesetzten Sterben machen, wie der berühmte Arzt und Professor Frank, der, als er seine Vorlesungen über Herzkrankheiten ausarbeitete, derartig von Herzklopfen und Störungen des Pulsrhythmus befallen wurde, daß er seinen Schülern erklärte, demnächst an einem Aneurysma der Aorta, einem inkurablen Leiden, zu sterben, und nach Beendigung seiner Arbeit durch angemessene Zerstreuung vollkommen gesundete.

Arnold Böcklin †.

(Wilder S. 376 u. 377.)

Winnen kürzester Zeit hat die deutsche Kunst zwei ihrer gefeiertsten Vertreter durch den Tod verloren; Wilhelm Veibl und jetzt Arnold Böcklin. Der Tod hat gewissermaßen vereint, was sich im Leben schroff gegenüberstand.

In der Kunstübung stellten sie den reinen Gegensatz dar, Teibl bemühte sich, die Wirklichkeit in verblüffender Treue abzufotografieren, zum Beispiel die Farbe eines verschoffenen Flecks genau im Verhältnis zu dem übrigen Kleidungsstück wiedergeben, während Böcklin seine Fabelwesen und seine heroischen Landschaften rein aus der Phantasie heraus schuf, für die Lebenswahrheit im einzelnen sich auf sein darin phänomenales Gedächtnis verlassend. Die Eigenart seiner Schöpfungen führt unsre Abbildung dem Betrachter vor, soweit es ohne den tiefen Glanz der Farbe, einen besonderen Vorzug seiner Malerei, möglich ist.

Arnold Böcklin war ein geborener Basler; der 16. Oktober 1807 war sein Geburtstag. Düsseldorf, Brüssel, Paris und Italien waren die Stationen seines künstlerischen Entwicklungsgangs; ein Pan auf der Kunstausstellung in München 1856 zeigte schon seine Eigenart und lenkte die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Grafen Schack auf ihn. Später war er auch einige Jahre an der Kunstschule in Weimar, dann lebte er in Basel und München, bis er 1876 seinen dauernden Wohnsitz in Sizilien oder Florenz aufschlug. Zeitweise hielt er sich inzwischen wieder in der Schweiz auf; 1889 ernannte ihn die Universität Zürich zum Ehren doktor. Seine Schöpfungen befinden sich nur zum kleineren Teil in der Schweiz (Basel) und Deutschland (Berlin, München, Weimar und so weiter), das meiste ging ins Ausland.

Im Bierstüberl.

Ein Bild vom Münchener Karneval.

(Bild E. 339.)

Weltbekannt wie Münchens Hofbräuhaus sind auch seine Redouten, die öffentlichen Maskenbälle in den größten Sälen, vor allem in dem Kolosseum. Wenn man an Mittwochen und Samstagen der Karnevalszeit zwischen acht und neun Uhr bunte Masken oder Herren in schwarzem „Wichs“ auf der Strassenbahn gewahrt, so kann man sicher sein, daß sie sich auf dem Weg zur Redoute befinden. Bald füllen sich die Räume, und an allen Ecken und Enden wogt frohes Leben, und während im großen Saal die Paare sich im Tanz drehen, knallen an den Seiten und auf den Galerien die silberumwickelten Pflöpfen. Wer's hat, kann's thun, die Mehrzahl macht's billiger beim heimischen Stoff, für den das „Bierstüberl“ im Kellergechoß einen gemüthlichen Kneipraum darbietet. In den Pausen ist hier jedes Plätzchen besetzt; sorgt doch eine eigne, kostümierte Kapelle durch Vorführung der neuesten Gassenhauer für musikalische Anregung. Mitten in dieses Leben und Treiben verseht uns der Maler unser Bildes.

Neue Bücher und Schriften.

„Wintermärchen.“ XVI. und XVII. Band von Heinrich Seibels „Gesammelten Schriften“. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Preis M. 6.—, geb. M. 8.—. Eine Sammlung von Märchen des liebeswürdigen Dichters, die in den Grimmschen Hausmärchen ein würdiges Seitenstück bildet. Charakteristisch ist für Seibel die Vorliebe für die Tierwelt, die auch hierin den Stoff zu einer Anzahl feiner Erzählungen gegeben hat („Die grüne Eidechse“, „Greif“ und andere). — Wir haben bereits wiederholt auf die kürzlich vollständig gewordenen „Erzählenden Schriften“ dieses vorzüglichen Schriftstellers hingewiesen; die „Wintermärchen“ sind darin nicht enthalten, sondern bilden, wie erwähnt, einen Teil der „Gesammelten Schriften“.

Herrnberger, S., „Vieschen und Quisken“, „Der Mutter eigen Heim“. Zwei Erzählungen aus der Schweiz. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Der Verfasser kennt den Boden gar wohl, auf dem er seine inhaltreichen Geschichten aufbaut, sie haben vollen Gehalt. Und er kennt auch all die feineren Eigenart der Personen, die er uns vorführt; seien sie im Betzlerhaus dabei, wie in der ersten Erzählung, oder zum Protzparat gehörend, wie in der zweiten. Das Buch enthält noch etwas mehr als bloß gute Unterhaltungsliteratur und mag darum, besonders Schweizerinnen Lesern, wärmstens empfohlen sein.

William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Von Sidney Lee. Nechtmäßige deutsche Uebersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Professor Dr. Richard Wüller. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1901. — Ueber den Lebensgang des größten englischen Dichters, den wir Deutsche seit Lessing, Herder und Goethe in steigendem Maße uns angeeignet haben, ja fast als einen der unsren zu betrachten gewöhnt sind, ist so wenig Authentisches auf die Nachwelt gekommen, daß die Forschung eifrig bemüht sein muß, den einzelnen Spuren nachzugehen und das lückenhafte Material durch Kombinationen zu belegen und zu bereichern. Auf diesem mühsamen Weg ist allmählich eine Spezialwissenschaft entstanden, die Shakespeare-Philologie, deren Träger sich vor allem in der englischen und der deutschen Shakespeare-Gesellschaft zusammengeschlossen haben. Die Veröffentlichungen über Shakespeare haben den Umfang einer Bibliothek erreicht, in deren Kontroversen sich Juristen finden, nur noch berufsmäßigen Forschern gelingen kann. Den Wunsch der zahlreichen Freunde und Bewunderer Shakespeares, in einer knapp zusammenfassenden, स्पеш und klaren, sondern Darstellung ein anschauliches Bild der Persönlichkeit des Dichters zu finden, das zugleich die gesicherten Ergebnisse der vielfach verzweigten Forschung mit selbständiger Beherrschung des Stoffes verarbeitet, hat die Zeitung des Engländers Sidney Lee zunächst für England beabsichtigt — dafür zeugt der Umstand, daß binnen Jahresfrist fünf Auflagen davon erscheinen konnten. Eine deutsche Uebersetzung ist also vollst. fertiggestellt und wird es noch mehr unter der Regide des Vertriebers der englischen Philologie an der Leipziger Universität.

Allerlei Kurpweil.

Worträtsel.

Lob und Preis der echten Liebe,
Die es treu, aufrichtig meint,
Die da hofft und glaubt und duldet,
Zwei zu Freud' und Leid vereint;
Hagst du aber ihr am Schlusse
Halbwegs was vom Leiden an,
Ist's um ihr getreues Hoffen,
Glauben, Dulden schnell gethan.

Spruchrätsel.



Silberträtsel.

1.
Thust du die Augen zu, dann siehst du mich,
Kommst du mit leerer Hand, darin bin ich,
That ich es dir, so zürst du nimmer mir,
Warst ich es weg, ein Später steht vor dir.

2.
Schreibst du mich klein, ist's unfer aller Pflicht,
Wie wir das Wort, es ist des Worts Gericht;
Schreibst du mich groß, vor deinem Bild erhebt
Am See die Stadt, der Berge Majestät.

1. 2.
Wie schwer mein Ganget auszuhalten ist?
Tich frage ich, der Herr darüber bist;
Dem Fleis sein Recht, der Faulheit ein Verbot —
Wer's früh geübt, dem schlimmes Alter droht.

Geographisches Rätsel.

Die Punkte sind durch Buchstaben so auszufüllen, daß sie mit den durch gleichlautend ausgefüllten, mit Sternen angedeuteten Verten fünf Vändernamen ergeben, deren Anfangsbuchstaben ein Fremdwort für einen Rhythmusausbau ergeben; entnimmt man den richtig gefundenen, anders geordneten Vändernamen je einen, je andern, Buchstaben, so sollen dieselben eine Schweizerstadt nennen.

Worträtsel.

Mit o bin ich nicht leicht zu halten,
Doch leicht zu tragen anderwärts,
Und ganz verschiedenen Gestalten,
Verschiedener Zahlenreich' ich dien' —
Der eine mag die Räume füllen,
Der andre sich vollzieht im Füllen.

Mit e ist's etwas, das da bindet,
Das Unterschrift und Siegel hat,
Was von besprochener Sache kündet,
Was gültig bleibt, an Wortes Statt,
Was, nimmst du ihm das erste Zeichen,
Im Herbst die vollen Bäume reichten.

Macht's selbst - Rätsel.

Die durch Punkte angedeuteten Buchstaben sind so auszufüllen, daß sie mit dem gegebenen Buchstaben jeder Zeile je ein Wort ergeben, in dem jedoch der gleiche Buchstabe nur einmal vorkommen darf; die Lösung kann, naturgemäß, auch eine andre wie die des Rätselautors sein.

Auflösungen der Rätsel Seite 367.

Des Worträtsels: schlecht, schlicht, Schlocht, Schlucht.
Des Wortergänzungsrätsels: Entschieden — bechieden — geschieden — verschieden.
Des Bilderrätsels: Zu große Hoff ist schlimmer noch als Trägheit.
Des Worträtsels: Scharin — Scharlin.
Des Rätselsprung-Rätsels:
Und all das Geld und all das Gut,
Gemährt zwar schöne Scharin;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut,
Kann's aber doch nicht machen. Claudius.
Des Worträtsels: Ei — Uri — Hoff — Soche — Rausch — Raucher — Fiskart — Aufschrei — Aufstreich.

Aus Küche, Haus und Hof.

Schweinefleisch in Gelee. Ein gutes Stück Schweinefleisch setzt man, mit kaltem Wasser bedeckt und einer Handvoll Salz, auf das Feuer. Sobald es kocht, schäumt man es ab und schüttet die Brühe zur Hälfte ab, vermischt die Flüssigkeit mit Wein und Essig, giebt einige Nellen, etwas Muskatblüte, weißen Pfeffer, Lorbeerblätter, Zitronen, Zwiebel, Majoran und Thymian dazu und läßt das Fleisch in dieser Brühe weich kochen. Man probiert, ob die Brühe geliert, andernfalls läßt man sie noch etwas einkochen. Nun legt man das Fleisch auf eine tiefe Platte, schüttet die Flüssigkeit durch ein Haarfieb darüber, läßt sie erkalten und serviert die geschnittenen Scheiben mit dem Fleischgelee.

Kartoffelgebäckchen. Frisch gekochte Kartoffeln schält man und läßt sie erkalten. Sodann reibt man sie und nimmt 125 Gramm von dem, was hinter die Reibe fällt. Nun rührt man 50 Gramm Butter schaumig, thut zwei Eßlöffel Rahm und etwas Salz, sowie die Kartoffeln dazu. Diese gut verarbeitete Masse formt man auf mehlbestäubtem Brett zu einer Wurst, wie eine Leberwurst, und schneidet davon mit scharfem Messer ziemlich dicke Scheiben, die man schwimmend in Schmalz flott bakt und vor dem Servieren noch ein wenig mit ganz feinem Salz bestreut. Diese Portion reicht für drei Personen.

Schellfisch. Man reinigt, schuppt, wäscht den Schellfisch und wässert ihn noch eine Stunde, stellt ihn mit kaltem Wasser auf mäßiges Feuer und läßt ihn bis zum Kochen kommen, so zwar, daß das Wasser kurz aufwallt. Man trägt ihn mit einer Buttertunke oder mit zerlassener Butter und mit Kartoffeln in Petersilie zu Tisch.

Rudeln, gebrannte. Man macht auf ge-

möhnliche Art aus einem ganzen Ei und einem Dotter einen Rudeleig und schneidet nicht zu feine Rudelein davon. Nun bringt man in einer Kasserolle 50 bis 60 Gramm Butter zum Kochen und röstet sie hart und gelb, aber nicht braun, worauf man sie in die Suppenschüssel thut, die kochende Fleischbrühe darüber anrichtet und die Suppe sofort zu Tisch giebt.

Maultaschen, ausgebackene. Aus dünn ausgerolltem Blätterteig schneidet man viereckige Stückchen, legt einen Kaffeelöffel voll von einer beliebigen Obstmarmelade auf die Mitte derselben, nimmt die vier Ecken übers Kreuz zusammen, überstreicht die Maultaschen mit Ei, damit sie gut zusammenhalten, bakt sie in heißem Schmalz goldgelb, legt sie zum Entfetten auf Löschpapier, bestreut sie mit Zucker und giebt sie warm als Nachtisch zum Essen.

Freiholzbeere. 125 Gramm einge-machte Preiselbeeren werden mit 125 Gramm gestoßenem Zucker und vier Eiweißen eine halbe Stunde lang stark mit dem Schneebesen geschlagen. Man richtet die Speise gehäuft an und reicht kleine Kuchen dazu.

Schaumgutz. In den Schnee von zwei Eiweißen werden 100 Gramm fein gestopener und gesiebter Zucker und ein fein gewiegtes Stückchen Zitronenschale gemischt und zu Schaum gerührt, worauf man den Gutz sogleich verwendet. Der Gutz wird mit einem breiten Messer auf die fertigen und abgekühlten Bäckereien gestrichen, worauf man hübsche Figuren mit eingemachten Früchten und so weiter geben kann, sodann in abgekühltem Ofen getrocknet.

Anna Berg.

Im Winter, da man bei der Zimmerreinigung, zumal bei großer Kälte, die

Fenster und Thüren nicht öffnen kann, um den Staub ins Freie zu jagen beim Säubern, muß man die Methode der Zimmerreinigung ändern. Staubwedel und Besen müssen möglichst beiseite bleiben, da beide den Staub nur aufwirbeln, aber nicht entfernen. Man muß deshalb die Fußböden nicht etwa fegen und dann aufnehmen, sondern umgekehrt verfahren. Man muß mit einem feuchten, groben Tuch, das man öfter auswäscht, den Fußboden aufwischen, ihn dann abfegen und danach trocken reiben, nur auf diese Weise kann man im Winter sicher sein, den Staub wirklich zu entfernen. Beim Staubwischen nimmt man für die Möbel ein angefeuchtetes (nicht etwa nasses), weiches Tuch, für kleine feine Rippfächer feuchte Watte. Wo die letztere zum Reinigen nicht ausreicht, muß eine feine Sammetbürste genommen werden, dann aber muß man die Sachen außerhalb des Zimmers abstauben. Besorgt man die angegebene Methode, so wird man zwar eine etwas vermehrte Wäsche von Scheuer- und Staubtüchern haben, aber dafür auch wirklich den Staub der Stuben entfernt haben.

Rektifizierter Spiritus ist nach langjähriger Erfahrung das beste Mittel, weißen leichtfeidenen Ball- und Gesellschaftsleibern einen sauberen Saum wieder zu verschaffen, den diese Gewänder nur allzu rasch einbüßen. Die Reinigung ist sehr einfach. Man stellt ein Fläschchen mit rektifiziertem bestem Spiritus so lange in kochendes Wasser, bis der Spiritus heiß ist. Dann nimmt man einen Flicken des zu säubernden Kleides und gießt vom heißen Spiritus etwas darauf und reibt nun damit die schmutzigen Stellen ab, wobei man die Flicken öfter erneuert und mit reinem, heißem Spiritus be-

träufelt. Der Schmutz und Staub, auch etwaige Fettflecke verschwinden völlig, und das Kleid geht tadellos sauber aus der Reinigung hervor.

Eine sehr unangenehme Ueberraschung bedeutet es für die Hausfrau, wenn sie im Winter, da sie ihre eingemachten Früchte aufstischen will, entdeckt, daß die eine oder andre Sorte zu herbe oder sauer geraten ist. Besonders Preiselbeeren und saure Gurken spielen ihr wohl einmal solchen Streich. Es ist nicht nötig, daß sie diese Sachen fortgiebt oder mit Zucker zu verbessern sucht, um bei Tisch keine entsetzten Mienen ihrer lieben Angehörigen zu erblicken. Es giebt ein einfaches Mittel, diesen Sachen den herben Geschmack oder die zu große Säure zu nehmen. Man giebt die Früchte in die zum Auftragen bestimmte Schüssel und beträufelt sie etwa eine Viertelstunde vor dem Genuß mit einigen Tropfen Salmiakgeist, rührt sie damit durch und läßt dies einfache Mittel wirken.

Schnee und Regen im Winter setzen den beliebten farbigen Stiefeln sehr zu, so daß diese ihr gutes Aussehen einbüßen und recht unansehnlich aussehen, wenn man nicht von Zeit zu Zeit eine gründliche Säuberung vornimmt, welche die ursprüngliche Farbe wieder herstellt. Man nimmt dazu ein weiches Tuch, auf das man Terpentin gießt, und reibt die Stiefel überall gründlich damit ab. Dann wird mit einem reinen weichen Tuch das Leder so lange gerieben, bis die ursprüngliche Farbe hervortritt und die Schuhe wieder Glanz bekommen. Es gehört eine gewisse Ausdauer zu dieser Reinigung, die Muskelkraft und längere Zeit beansprucht, dafür aber auch einen vollen Erfolg verbürgt.

Kulke Halle.

Was giebt es Neues?

Militär.

Ueber das Grüßen der Unteroffiziere und Mannschaften in Zivilleidung ist unter dem 10. Januar 1901 folgende fobende vom „Armee-Berordnungsbl.“ veröffentlichte Kabinetts-ordre ergangen: Da sich bei Ausführung der allgemeinen Bestimmung, daß Unteroffiziere und Soldaten, auch wenn sie sich nicht in Uniform befinden, jeden Vorgesetzten zu grüßen



Jubiläumsmedaillen.

haben, betreffs der Offizierburschen, welchen das Tragen von Livree gestattet worden ist, Schwierigkeiten ergeben haben, so ermächtigte Ich die Gouverneure, Kommandanten und Garnisonältesten, hinsichtlich des Grüßens auf der Straße für derartige Mannschaften den örtlichen Verhältnissen entsprechende allgemeine Bestimmungen zu geben, durch welche eine Beschränkung des Grüßens stattfinden darf. Innerhalb der einzelnen Truppenteile ist die Art des Grüßens der Offizierburschen und so weiter durch ihre Kommandeure zu regeln.

Unterrichtswesen. Heilwissenschaft.

Medizinische Versuche an Menschen und Tieren. Das Kultusministerium hat nach der „Nationalztg.“ angeordnet, daß an den amtlichen Stellen eine regelmäßige Durchsicht der medizinischen Literatur stattfindet, damit rechtzeitig auf ungehörige Versuche an Menschen und Tieren aufmerksam gemacht werden kann.

Kunst.

Anlässlich der Zweihundertjahr-Feier des preussischen Königtums hat die bekannte Firma J. Gode & Sohn, Hofjuweliere, in Berlin, eine Medaille gefertigt, die in geschmackvoller Ausführung auf der Vorderseite das Reliefporträt Friedrichs I., des ersten preussischen Königs, umrahmt von Palmenzweigen zeigt und auf der Rückseite den Berliner Schlossplatz vor zweihundert Jahren mit einem Zepher und Krone tragenden Genius. Die Medaillen sind von der Firma Gode & Sohn in folgenden Größen in den Handel gebracht: Durchmesser 54 Millimeter in Silber M. 15.—, in Bronze M. 7.50, in Britannia-Metall M. 3.—. Ferner in Größe von 30 Millimeter in Silber mit Ring als Anhängel M. 5.—, ohne Ring M. 4.50.

Kunstgewerbliches.

Das kunstgewerbliche und technologische Museum in Bozen. Mitten in der Stadt Bozen erhebt sich der alte ehemalige Herrenhof Hurlach, der nach Entwürfen des Malers Professor Alois Delug zu einem kunstgewerblichen und technologischen Museum umgebaut wird. Ueber den Kellerräumen wird eine Maschinenhalle eingerichtet, einige Säle sind für das Archiv und die Skulptursammlung bestimmt. Der Garten soll als botanische Anlage ausgestaltet werden. Am Westende des Gartens ist eine Halle für Wein-, Obst- und Blumenausstellungen geplant. Im Hochparterre wird eine tirolische Ehren- und Ruhmeshalle zu sehen sein; ferner wird man in andern Räumen Waffen-, Kostüm-, Werkzeug- und Instrumentensammlungen finden, dann Trachten und Volkstypen der einzelnen Täler von Tirol. Professor Franz von Defregger hat seine fachkundige Mitwirkung bereits zugesichert.

Gemeinnütziges.

Eine Bitte an alle Frauen: „Sammelt die ausgefallenen Haare für wohlthätige Zwecke, zur Hilfe für eure Mitschwester!“ sendet uns die Redaktion der verdienstvollen Wochenschrift „Frauenberuf“ in Stuttgart, Reinsburgstraße 25, zu, und gern geben wir hiermit diese Bitte weiter. — Es ist berechnet, daß zum Beispiel in einer Stadt wie Stuttgart jährlich Frauenhaare im Werte von etwa 50 000 Mark als wertlos fortgeworfen werden. Der Verlust an brauchbaren ausgefallenen Haaren läßt sich im Durchschnitt jährlich pro Kopf auf 100 bis 150 Gramm berechnen, was einen Wert von 70 Pfg. bis 1 Mark darstellen soll. Die Mühe bestände nur darin, die im Kamm gebliebenen Haare zu sammeln und das Gesammelte in angemessenen Zwischenräumen (jährlich zwei- bis viermal) an die unten bezeichnete Haarsammelstelle gegen Quittung

über den entsprechenden Geldbetrag abzuliefern. Um nun aber zu wissen, worauf zu rechnen ist, ergeht an alle Frauen in Stadt und Land das Gesuch, durch eine Erklärung mittels Postkarte wissen zu lassen, ob sie gewillt sind, in solcher Weise zu dem hier vorgeschlagenen guten Zweck beizutragen. Die Redaktion des „Frauenberuf“, herausgegeben vom Schwäbischen Frauenverein, die sich's warm angelegen sein läßt, durch Rat und That, und insbesondere durch die ihr angegliederte Stellenvermittlung, die berufliche Ausbildung und das Fortkommen erwerbsuchender Mädchen und Frauen zu fördern, hofft auf diesem Weg eine weitere jährliche Einnahmequelle zu schaffen zu Gunsten der weiblichen Erziehung und Ausbildung, einleuchtend genug, um bei den Frauen allseitig den guten Willen hierzu, der tausendfachen Lohn in sich trägt, zu gewinnen. Niemand darf seinen Beitrag zu gering achten, denn durch die Vereinigung aller kommt Großes zu Stande! — Die Haarsammelstelle ist bei Herrn Friseur Wezel, Galverstraße 38, Stuttgart. — Es wird gebeten, die Postkarten, versehen mit dem Namen der Angemeldeten, an die Redaktion des „Frauenberuf“, Reinsburgstraße 25, Stuttgart, gütigst senden zu wollen.

Wohlfahrts-einrichtungen.

Die städtischen Arbeiter-Wärme- und Schutzhallen in Breslau werden bei der jezt eingetretenen, ungemessenen Bitterung recht gut frequentiert. Die Hallen sind bestimmt für die Arbeiter Breslaus, welche ihre Arbeiten nicht in geschlossenen Werkstätten verrichten und bei den großen Entfernungen der stets wechselnden Arbeitsstellen von ihren Wohnungen und bei der verhältnismäßig knapp bemessenen Mittagspause das Mittagessen in fast erkaltem Zustand und im Freien einnehmen müssen. Durch die Hallen soll vermieden werden, daß der solide Arbeiter, der, um Geld zu ersparen, keine Schenke aufsucht, den Bitterungsunbilden ausgesetzt bleibt, seine Gesundheit schädigt und dem Körper die erforderliche Ruhe zur Kräftigung für neue Arbeit entzieht. Die drei Hallen sind heizbare Räume, welche dem Arbeiter gestatten, am Tisch mit Behaglichkeit sein Mittagbrot einzunehmen. Die eine Halle ist 45 Quadratmeter, die andere 50 Quadratmeter, die dritte 61 Quadratmeter groß. Jede der drei Hallen hat einen



Bau von St. des Teller's Nachf., Photographie, Breslau.

Städtische Wärmehalle in Breslau.

Gasofen zu ihrer Erwärmung, eine Vorrichtung zum Wärmen der Speisen, einen Wasserzaphahn mit Ausgussbecken, drei Tische, sechs Bänke. Je 50, 70 und 90 Personen haben in denselben bequem Platz. Die Hallen sind wochentags von früh 8 Uhr bis nachmittags 4 Uhr geöffnet.

Anglistische Fälle.

Kinder als Treiber. Die Unsitte, Kinder bei Jagden als Treiber zu verwenden, hat in der Altmark dieser Tage zu verhängnisvollen Folgen geführt. Zu einer Treibjagd auf der Dardesheimer Feldmark waren mehrere Knaben unter vierzehn Jahren, also schulpflichtige Kinder, verwendet worden; es herrschte eifrig kaltes Wetter. Zwei dieser Knaben kehrten nicht wieder nach Hause zurück, denn sie hatten sich verirrt. Einer davon wurde ein paar Tage später tot auf freiem Felde aufgefunden; er war erfroren. Der andere ist noch lebend, aber schwer krank mit erfrorenen Füßen in der Nähe eines Dorfes an der Landstraße angetroffen worden.

Ehrenmeldung.

In Rastatt verstarb kürzlich der Dienstknecht Ph. Krah, der über dreißig Jahre bei einem Brauer in Dienst gewesen; derselbe setzte seinen Dienstherrn als Erben ein für seine Ersparnisse von 1200 Mark. Der Dienstherr hat die Erbschaft angetreten und aus ihr, unter Erhöhung des Betrages auf 5000 Mark, eine Stiftung gemacht, aus welcher alle Brauereiarbeiter nach drei Jahren Dienst bei Krankheits- und Notfällen unterstützt werden sollen.

Gestorben:

Der Erfinder der Dynamo-Maschinen, der Elektriker Gramme, in Bois-de-Colombes bei Paris im Alter von 75 Jahren. Für seine unwalzenden Arbeiten erhielt Gramme auf der Weltausstellung von 1878 den Ehrenpreis und nach der Elektrizitätsausstellung von 1881 außer einer Nationalbelohnung von 200 000 Franken auch den Volta-Preis im Betrage von 50 000 Franken. Belgier von Geburt, war Gramme seit 1860 in Frankreich ansässig.



Das kunstgewerbliche und technologische Museum in Bozen.